



Berlin, den 5. Mai 1900.

Unter den Linden.

Ein Deutscher kehrt nach langer Abwesenheit in die Reichshauptstadt heim. Er hat in England Geld und eine nüchterne Lebensauffassung erworben und will nun ein paar Frühlingstage in der Heimath verleben. Nicht nur zum Vergnügen; er möchte auch in der Nähe die industrielle und kommerzielle Entwicklung sehen, von der er seit Jahren so viel gehört hat, und erfahren, ob auf die Dauer der günstigen Marktlage zu hoffen sei oder ob die Verstimmung der Hankeebörsen auch für Europa den Anfang vom Ende bedeute. Die meisten Sachkundigen blicken heiter. Ja, wenn die pariser Weltausstellung nicht den geträumten Riesenerfolg bringt, wenn, wie 1873 während der wiener Weltmesse, die Cholera oder gar die Pest aus dem Orient herbeischleicht, dann könnte es, wie damals, recht schlimm werden. Wir aber sind so ziemlich geschätzt. Die neuen Kriegsschiffe, an deren Bewilligung seit Monaten kein Verständiger zweifelt, sichern der deutschen Industrie drei- bis vierhundert Millionen und mindestens eben so viel hat sie von dem Kanalbau zu hoffen, der ja auch durchgeführt werden wird; auf solcher Grundlage läßt sich schon sorgenlos weiterleben. Und wohin er das Auge schickt: überall sieht der dem Vaterland Entfremdete Zeichen wachsenden Wohlstandes. Bis aus weit hinausgeschobene Weichbild prächtige Häuser; und die Zahl der gut gekleideten Leute hat sich verzehnfacht. Das merkt er besonders Unter den Linden. Da schlägt dem Geschäftsmenschen der Puls schneller. Hier, am Alten Friesen vorbei, ist er damals in Reihe und Glied marschirt, am sechzehnten Juni 1871, als er

mit den Kameraden aus Frankreich kam. Kaiserin und Kronprinzessin warfen vom Schloßbalkon den Siegern Blumen zu; und dieses Jauchzen, als der gelbe Kürassier sichtbar wurde! Auf dem Pariser Platz war eine Triumphpforte errichtet, vor den Tribünen harrten die Stadtväter und Ehrenjungfern des Herrschers im neuen Reich; Fahnen, Guirlanden ringsum. Ein furchtbar heißer Tag wars; wer aus den Sprengkannen der Straßenreiner einen Schluß thun konnte, würde beneidet... Dann, siebenzehn Jahre später, ein anderes Bild. Den ersten Kaiser geleiteten sie zur letzten Ruhstatt. Tiefes Schnee, von dessen Weiße die Fäden und Trauerfahnen sich doppelt düster abhoben. Tausende standen seit dem Morgengrau in der Kälte; man sah viel Noheit, doch auch den Ausdruck echten, persönlichen Schmerzes. Die Laternen verschleiert, die Säulen des Brandenburger Thores schwarz umhüllt; und oben auf schwarzem Grunde der Scheidegruß: Vale, senex imperator! Seitdem hatte der Garbefüsilier von 70 sein Eisernes Kreuz nicht mehr getragen... Jetzt steht er und staunt. Auf dem Pariser Platz, den ihm die Erinnerung weihet, sieht er festliche Vorbereitung. Riesige Pylonen ragen empor, Thürme und Bogenpfeiler. Soll sich vor Langhansens brandenburgischen Propyläen auf hohem Gebälk ein neuer Konstantinsbogen erheben? Goldig schimmernde Friedenspalmen, auf korinthischen Säulen schlante Viktorien, ein purpurnes Zeltdach, Krone und Adler, Lorberbäume in rothen Kübeln, die Bogenlampen in hellgelben Tüll gekleidet, Maiengrün, Fahnen, Guirlanden, Tribünen in farbigem Schmuck: der prunkvolle Schauplay eines in froher Begeisterung erwarteten Volksfeiertages.

Keht ein Sieger von blutigem Felde zurück? Oder Einer, der ohne verwundende Waffen dem Volk und dem Vaterland Ehren erstritt, ein glorreicher Staatsmann, Forscher, Künstler, der auf dem Kapitol nun gekrönt werden soll? Welchem Gedenktag, welchem Helden gilt die Feier, die dem Betrachter eine großartige Aufwallung nationaler Freude kündigt?

Der in der Heimath fremd Gewordene erfährt es. Am sechsten Mai wird der Kronprinz großjährig. Zu diesem Tag kommt, mit anderen Fürsten, der Kaiser von Oesterreich nach Berlin und ihm, nicht dem mündigen Prinzen, wird das Straßenfest gerüstet. Er soll wie ein Triumphator empfangen, ihm soll jeder schmerzende Eindruck erspart werden. Deshalb wird er vom Bahnhof nicht den nächsten Weg ins Schloß nehmen; die Königgräzerstraße könnte unangenehme Erinnerungen wecken. Königgrätz! Gegen des selben Kaisers Macht hatten die Preußen damals Magyaren und Slaven aufgerufen. Ohne die Demüthigung der habsburgisch-lothringischen Dy-

nastie wäre Ungarn nicht eine selbständige parlamentarische Republik mit königlicher Fassade geworden. Und da die von Polen und Tschechen bedrängten Großdeutschen Oesterreichs sehnüchtig über die Grenze blicken, muß gerade jetzt der Repräsentant des Nachbarreiches mit besonderem Aufwand gefeiert werden. Um die kleinen Leute nicht gleich mit einer großen Summe zu schrecken, durfte man für den Straßenschmuck nicht allzu viel fordern; wenn die Sache nachher das Doppelte oder Dreifache kostet, werden höchstens die Sozialdemokraten ein Bißchen murren, die Harmonie der Festchöre aber wird kein häßlicher Ton stören. Im Grunde ist's ja eine Bagatelle, die eine Riesenstadt vom Reichthum Berlins sich leisten kann. Besonders bei solchem Anlaß. Die Zusammenkunft der beiden Kaiser, in deren Gesellschaft auch der Kronprinz von Italien weilen wird, stärkt das Vertrauen in den Bestand des Dreibundes, der uns den Weltfrieden verbürgt. Passen Sie auf, sagt ihm ein Geschäftsfreund, wie die Menge dem alten Franz Joseph zujuchzen wird. Und veräumen Sie nicht die Illumination.

Der so aufgeklärte Deutsche hat den Kaiser Franz Joseph von fern immer mit ehrerbietiger Sympathie betrachtet. Nicht mit Bewunderung, wie man sie den großen, das Mittelmaß überragenden Menschen zollt. Für einen Großen hat dieser korrekte Kaiser sich wohl selbst nie gehalten. Er hat, als Monarch und Privatmann, schwarze Tage gesehen und sich früh bescheiden gelernt. Er hat nie mit heftiger Initiative in irgend ein Gebiet menschlicher Bethätigung gegriffen und war schon zufrieden, wenn die Maschine ohne allzu lauten Lärm und allzu fühlbare Reibung lief, wenn die Wiener ihn herzlich grüßten und sich nicht um sein Leben kümmerten, das er nach der Art eines bequemen Grandseigneurs eingerichtet hatte. Alle, die berathend und dienend um ihn waren, nannten ihn zuverlässig, ehrlich, gutmüthig. Ein Mann, der Stöß' und Gaben vom Geschick mit gleichem Dank genommen, der sich in unabänderlich Scheinendes fügte und, trotzdem er selbst noch in Bregenz mit den Königen von Bayern und Württemberg über die deutsche Frage verhandelt hatte, dem glücklichen Erben der Reichsherrlichkeit ein guter Freund und Nachbar wurde. Während Franz Joseph die Krone trug, ist den Habsburgern die deutsche Zukunftshoffnung und Venetien entrisßen, ihr Staat in den tiefsten Wurzeln erschüttert worden; dem Kaiser aber, in dessen Namen eine unpopuläre Politik getrieben wurde und gegen dessen Minister sich oft die undisziplinirte Wuth der Massen waffnete, ist in allen Schichten, Nationen, Parteien seines Landes Liebe erwachsen. Wer will dem Mann, dem Solches gelang, den Gruß der Ehrfurcht verjagen?

Nur . . . Daß er wie ein Triumphator empfangen werden soll, leuchtet dem Sinnenden nicht ein. So ist dieser geräuschlose Kaiser ja in seiner eigenen Hauptstadt niemals gefeiert worden, wollte er niemals gefeiert werden. Wohlthaten hat er dem Deutschen Reich nicht erwiesen; daß er nach elf Jahren, nachdem Wilhelm der Zweite ihn mehr als einmal in Oesterreich und Ungarn besucht hat, wieder nach Berlin kommt, ist am Ende doch keine zu bejubelnde That. Und daß er für deutsches Volksthum besonders zärtliche Gefühle hegt, hat noch Niemand bemerkt; wenn die Gezeiten nicht so unklug gewesen wären, den Sprachenhader ins Meer zu tragen, wären sie wahrscheinlich an ihr erstes Ziel gelangt. Was soll der alte Herr beim Anblick des festlichen Aufwandes denken? Eine Einzugsstraße wie für einen Volkshelden und Landesretter; Gold und Purpur, Stadtväter und Ehrenjungfern, Fahnen und Malengrün: wem gilt all der Pomp? Dem Verbündeten? Deutschland ist ja nicht bedroht; und wäre es bedroht: Oesterreich könnte ihm keine Hilfe bringen. Für Deutschland ist eine ungeschmälerte Erhaltung Oesterreichs eine politische Nothwendigkeit; kein österreichischer Kaiser aber kann wünschen, das Deutsche Reich vom Nimbus eines neuen Sieges umstrahlt zu sehen. Dann wären die deutschen Bewohner Böhmens nicht mehr zu halten. Und worauf sollte ein Habsburger sich stützen, der heute mit einem geschlagenen Heer heimläme? Auch würden die Russen, ehe sie mit Deutschland Händel suchen, sich erst mit Oesterreich verständigen. Der Dreibund ist längst zum Phantom, zum Feiertagspielzeug geworden; er besteht noch, gewiß; die Diplomaten sagen es und haben nie lügen gelernt. Nur versuche man nicht, ihn aus dem Bereich der dekorativen Politik zu blutiger Wehrthat zu rufen. Bismarck, den die geheimen Abmachungen zwischen den beiden Kaisermächten des Ostens sehr beschäftigten, rechnete nicht mehr ernsthaft mit dem jetzt noch beim Becher gerühmten Friedensfundament, als er schrieb: „Der Dreibund ist eine strategische Stellung, welche angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren rathsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war. Er ist von Zeit zu Zeit verlängert worden und es mag gelingen, ihn weiter zu verlängern; aber es wäre unweise, ihn als sichere Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen, durch die in Zukunft die Verhältnisse, Bedürfnisse und Stimmungen verändert werden können, unter denen er zu Stande gebracht wurde.“ Aber vielleicht ist dieses Bündniß trotzdem populär, vielleicht liebt gerade der Berliner den Oesterreicher so innig, daß er sichs nicht nehmen läßt, den Herrscher des Nachbarstaates im üppigsten Festprunk zu empfangen? Um seine Landsleute zu belauschen,

kehrt der Deutsche in die Einzugsstraße zurück, wo sie in dichten Gruppen die letzte Ausschmückungsarbeit begaffen.

Zwei Arbeiter: „Das soll fünfzigtausend Mark kosten? Doller Schwindel! Bald drei Wochen wird schon dran gearbeitet. Wenn man den Schaden besteht, läppert sich das Dreifache heran. Hoffentlich sagt Singer den Hurratrioten dann gehörig die Meinung. Sollten lieber ihre Schreiber ordentlich bezahlen und bei städtischen Arbeiten für bessere Löhne sorgen. Was geht uns der Kaiser von Oesterreich an? Uns besucht er nicht. Wir sind ja überhaupt 'ne Kotte von Menschen, nicht werth, den Namen Deutsche zu tragen! Mag der Hof Feste feiern. Hätten wir nur das Wahlrecht! Mit dem Geld, das hier für den Krimskrans ausgegeben wird, könnte man vier-, fünftausend Familien ein Jahr lang füttern. Und wie viel wird abends noch an Feuerwerk verpulvert werden! Immer Feste! Aber wenn wir am ersten Mai mal vom Bau wegbleiben, heißt es gleich . . .“

Zwei Lehrer: „Sogar ungarische Fahnen! Der löbliche Magistrat hat es gewünscht und man thut ihm den Gefallen. Dabei hassen die Ungarn uns, singen das Lied vom deutschen Hundsfott und haben erst neulich gebuhelt, als ein Däne seine Antipathie gegen unsere Sprache bekannte. Aber Ungarn ist ja das Land der Freiheit. Schöne Freiheit, wo ein Klüngel die Volksmasse entrechtet und knebelt. Dieses Oesterreich ist überhaupt kein Kulturstaat. Pfaffen, Szlachta, Magnaten herrschen. Der alte Kaiser kann nichts dafür. Aber wir wollen uns doch nicht einbilden, daß die Leute uns, wenn wir sie brauchen, helfen könnten oder auch nur wollten. Auf einen Wollfack, der jeden Augenblick umzufallen droht, stützt man sich nicht. Und deshalb verstehe ich nicht, welchen Zweck hier der ganze Klimbim . . .“

Zwei feine Herren: „Rückständige Industrie: damit ist das Urtheil gesprochen. Auch die Banken können sich mit unseren nicht vergleichen. Tauffig: na ja; aber im Ganzen ist schon lange nichts mehr los. Kein Wunder bei der Antisemitenwirthschaft. Ich verstehe nicht, wie der Kaiser mit diesem Lueger Leib und Leben sein kann. Jedenfalls sollen die Leute froh sein, wenn wir mit ihnen befreundet sind. Vertragstreue! Kunststück! Warum sollen sie nicht treu sein? Sie werden uns nicht rausreißen, wenn — Gott soll hüten — wirklich mal ein Krieg kommt. Natürlich werde ich — und ja natürlich — Wertheim wird doch wieder ne Stange Sdio ausgehen . . .“

Der Kaiser hat genug gehört. Hier war er nach dem Einheitkriege entlang marschirt, hier hatte er im Spalier gestanden, als sie den ersten Kaiser ins Mausoleum fuhren. Damals war ein großes Gefühl durch das

Volk gegangen und diesem Gefühl entsprach das Feierkleid, das heitere wie das ernste. Fahnen, Blumengewinde, Triumphthor, Gold, Purpur, Adler, Viktorien: ein Schauspiel nur, eine Straßenschaustellung ohne innere Theilnahme. Rednerischer Ueberschwang und Hochrufe werden nicht fehlen; auch im Theater wird oft ja eine bunte Dekoration beklatscht. Ist aber gut, ist es nützlich, ein Volk zu gewöhnen, daß es die Staatsaktionen wie Freivorstellungen betrachtet, bei denen es ohne Eintrittsgeld Etwas zu sehen giebt? Darf die Begeisterung zur Grimasse werden? Wie der Einzelne, der dem Gebot der Selbstachtung horcht, soll auch eine Gesamtheit im Ausdruck ihres Empfindens stets wahrhaftig bleiben. Den nachbarlichen Freund, der zur höfischen Feier kommt, soll sie nicht wie einen Retter des Vaterlandes begrüßen. Und an dem Tage, der einen künftigen Kaiser mündig macht, soll sie zeigen, daß eines Volkes Liebe ein kostbares Gut ist, das nur schöpferisches Handeln erwerben kann. Den jungen Kronprinzen muß der Beruf, für den er sich zu bereiten hat, kinderleicht dünken, wenn er sieht, wie auf einen Wink, ohne eine Regung inneren Fühlens, einem fremden Herrscher, von dessen Wesen und Walten die Menge wenig und gar nichts ihr Erfreuliches weiß, eine Jubelzene vorgegaukelt wird. Und ein Kronprinz wird nicht nur von seinem Hofmeister, seinen Lehrern erzogen; an der Bildung seiner Herrscherpersönlichkeit wirkt der leiseste Eindruck jedes Tages mit. Es ist unwürdig, ist schändlich, ihm ein Entbrennen nationaler Freude vorzulügen, ihm die Geberde festlicher Lust zu zeigen, die im Herzen des Volkes keine Wurzel hat.

Zwei Damen mustern das Festgerüst. „Was werden die Wiener nun machen, wenn unser Kaiser zu ihnen kommt? Er will ja den Kaiser Franz Joseph zum siebenzigsten Geburtstag besuchen. Die werden sich anstrengen müssen, um noch mehr zu bieten. Und wenn der Zar wieder nach Berlin kommt, kann man doch auch nicht bloß ein paar Fahnen rausstecken und ihn so einfach durch die Linden fahren lassen. Mein Mann schimpft zwar über die ewigen Feste, die ihn als Hostlieferanten ein hübsches Stück Geld kosten. Aber ich weiß doch nicht . . . Patriotismus muß sein. Es ist so schon furchtbar schwer, ein ordentliches Mädchen zu kriegen. Und unsere Leute sind ganz veressen auf Illumination und kommen jedesmal ganz begeistert nach Hause.“

Patriotismus muß sein . . . Der Deutsche hat in England Geld und eine nüchterne Lebensauffassung erworben. Wer weiß? Das ist vielleicht jetzt die Form, in der sich neudeutscher Patriotismus am Liebsten äußert. Circenses. Eine Politik, die den Leuten Etwas zu gaffen giebt, ist am Ende gar nicht so übel. An sich, sagt der nachdenkliche Däne, ist nichts gut oder

schlecht; erst die Art der Betrachtung macht es dazu. Wenn die Menschen vergnügt sind, weil ihr Kaiser Besuch hat, wenn sie an buntem Straßenputz, an Zapfenstreichen und Feuerwerken Freude finden, — im Grunde schadet es nicht. Im Geschäft sind sie emsig und haben es in kurzer Zeit zu Wohlstand gebracht. Der Kronprinz wird älter werden und, ehe er die Kronenlast tragen muß, lernen, was vom Straßenjubiläum der Menge zu halten ist. Franz Joseph wird wissen, daß seine Wirthe nicht die Absicht haben, die Erinnerung an Königgrätz wie eine Familienschmach scheu zu verbergen. Und der Dreibund? Daß es noch Leute giebt, die an ihn glauben, ist vielleicht schon ein Glück. Nur: allzu häufig darf die Grimasse nicht sichtbar werden. Sonst könnte der Tag kommen, wo eine große nationale Aufwallung nöthig wäre und nicht mehr zu erreichen ist als die Grimasse. Den Uberschwänglichen, die bei jeder Begegnung mit einem Gleichgiltigen thun, als ginge ihnen in der Wonne des Wiedersehens das Herz auf, erstirbt nach und nach die Kraft zu ernstem Empfinden. Die Frage, was die Wiener wohl machen würden, um Berlin zu überbieten, erinnert an schlimme Kaiserzeiten. Die neue Mode wird sich einbürgern. Kein Monarchenbesuch künftig ohne Pylonenbauten, ohne Konstantinsbogen, Ehrenjungfern, Purpur und Gold. Und welcher Preis bleibt, da das Köstlichste so zum Tand wird, dem Helden, der auf blutiger Wahlstatt oder im freien Reich des Gedankens dem Vaterland Siege erstritt?

Der Gardefüsilier von 1870, der seine Landsleute merkwürdig verändert findet, wird sich den Einzug des Kaisers von Oesterreich nicht ansehen. Unter den Linden hat er große Tage erlebt. Vielleicht kann er sich der Heimath wieder freuen, wenn das Festgerüst weggeräumt ist.



Kulturgeschichte.

(Eine Vorrede. *)

Das Werk, dessen zwei erste, nur vorbereitende Theile ich nächstens bei Bondi in Berlin veröffentlichen werde, will einen summarischen Ueberblick über die neueren Zeiten vom Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des kommenden Jahrhunderts und einen noch summarischeren über die vorausgehenden Epochen der europäischen Geschichte gewähren. Die Bezeichnung Kulturgeschichte trägt es nicht, weil ich etwa der Ansicht wäre, daß es eine spezifisch kulturgeschichtliche Methode gäbe oder daß Kulturgeschichte und eigentliche Geschichte getrennt werden müßten, sondern nur, um nicht den Anschein zu erwecken, es sei hier im Wesentlichen von äußerer Staatsgeschichte die Rede. Die Kultur, die ich meine, umfaßt im buchstäblichen Sinne des Wortes alle sozialen Institutionen wie alles geistige Schaffen. Ich möchte von Verfassung und Verwaltung der Staaten eben so viel wie von Recht und Sitte der Gesellschaft, vom Schicksal der Klassen und Stände eben so viel wie von dem äußeren Verhalten der politisch geeinten und aktionsfähigen Völker in Krieg und Frieden erzählen. Ich möchte die Geschichte der Dichtung und der bildenden Kunst, der Wissenschaft und des Glaubens gleichmäßig überliefern. Und ich möchte vor Allem die Fäden aufdecken, die geistiges und soziales Leben der Völker mit einander verbunden und umspinnen halten. Weider Wandlungen werden unendlich oft, wie mich dünkt, von einer tieferen, sie gemeinsam tragenden Unterströmung der Menschheit-Entwicklung bewirkt und bedingt.

Als das eigentliche Thema, das die Symphonie der Weltgeschichte wie eine ewige Melodie beherrscht, erscheint mir nicht das stetige Auf und Nieder der Staaten und das Erleben der Könige und Feldherren, wie die Historiker dreier Jahrtausende nie müde wurden, zu verkünden, auch nicht der Wechsel der geistigen Bewegungen, sei es in der Wissenschaft, wie die Aufklärung und nach ihr Comte und Buckle meinten, sei es in Kunst oder Religion, wie unserer dem Mystisch-Unfaßbaren sich wieder zuneigenden Generation scheinen will. Ich glaube vielmehr, daß nur das soziale oder, wenn man will, sittliche Verhalten der Menschen unter einander, auf seine letzte und allgemeinste Formel gebracht, den ewig alten, immer neuen Stoff historischer Betrachtung

*) Herr Professor Vrensig läßt in den nächsten Wochen die ersten Bände eines großen entwicklungsgeschichtlichen Werkes erscheinen. Die Grundgedanken, die ihn dabei geleitet haben, möchte er schon jetzt den Lesern der „Zukunft“ vortragen und veröffentlicht deshalb hier den wesentlichsten Theil der Vorrede.

darbieten kann, daß die Beziehungen, die den Einzelnen, Das heißt: jeden Menschen, mich, den Schreiber, und Dich, den Leser dieser Zeilen, so gut wie alle anderen Sterblichen, mit festen und lockeren Banden umspannen und an den Nächsten fesseln, das wichtigste Problem der Historie sind. Denn diese Beziehungen schließen uns entweder zu ungreifbaren geistigen oder zu sehr realen politischen oder wirtschaftlichen, immer aber zu unsäglich mächtigen Einungen zusammen und sie beherrschen unser Leben von der Wiege bis zum Grabe in jedem Augenblick. Ich meine, Persönlichkeit und Gemeinschaft in ihrem Verhältniß zu einander zu erkennen, die stets fließende Geschichte dieses Verhältnisses aufzudecken: Das ist die Aufgabe.

Und ich bin überzeugt, nachweisen zu können, daß die Alten dieses einzig wahrhaft universalgeschichtlichen Prozesses eben so oft auf den Blättern der geistigen wie auf denen der praktischen — sozialen, politischen, wirtschaftlichen — Geschichte des Menschengeschlechtes verzeichnet sind. Nur werden die Parteien, die einander gegenüber stehen, von der Sozialgeschichte Einzelner und Genossenschaft geheißt, gleichviel, ob diese Genossenschaft von Staat, Stand, Klasse oder Familie repräsentiert wird. Die Geistesgeschichte aber nennt als die Ringenden und mit einander Streitenden wieder den Einzelnen, Das heißt: das schauende und nachschaffende Ich, indessen als seinen Gegenpart nicht nur die geistigen Genossenschaften — an ihnen ist ja weder in Kirche noch Kunst oder Wissenschaft ein Mangel —, sondern auch die Welt, alle Wirklichkeit selbst. Denn der geistig Thätige steht zur Natur, zur Realität, die er als Künstler nachbilden, als Forscher erkennen, als Gläubiger in ihrem Wesen ahnen will, in einem ganz ähnlichen Verhältniß wie der Mensch überhaupt zu den sozialen Gemeinschaften. In beiden Fällen nämlich kann sich das Ich auf sich selbst stellen oder aber sich hingeben: es kann sich im sozialen Leben dem Staat, der Klasse, der Familie, der es angehört, rückhaltlos anschließen oder es kann sich ihrer spröde und stolz erwehren. Und es kann in der Sphäre des Geistigen sich eben so der Natur vollkommen hingeben oder aber sich von ihr entfernen. Das heißt: es kann als Künstler sie möglichst genau nachbilden oder aber sich phantastisch über sie erheben, als Forscher sie möglichst exakt und nah oder aber von souveräner Höhe begrifflich erkennen, als Gläubiger sich ihrer Personifikation, der Gottheit, möglichst demüthig unterwerfen oder aber sich zu ihr kühl verhalten oder gar von ihr sich ganz abwenden wollen. Das eine Mal gilt das Verhältniß den Mitmenschen, das andere Mal der Mitwelt, der Umwelt, der Wirklichkeit überhaupt, mag man sie nun Natur oder Wissensstoff oder Gott heißen, mag Kunst oder Forschung oder Glaube das Bindemittel sein. Und wunderbar: diese selben starken Instinkte, von denen alles Schicksal der Völker wie der Menschen dahingetrieben wird, wie das Schiff von reisenden Meeresströmungen, sie

beherrschen auch unser intimes Leben, die sittlichen Probleme des Alltages wie unserer größten Entscheidungen. Immer — man beobachte sich nur einmal —, auch mit der kleinsten unserer Handlungen und Empfindungen, in unserem Hause, unserer Familie, geben wir uns hin oder wehren wir ab.

Das Leben der Völker und der Einzelnen in Staat und Wirtschaft, Stand und Klasse ist ganz offensichtlich bestimmt und bedingt durch das Verhalten der Persönlichkeit zur Gemeinschaft und das dieser Gemeinschaften unter sich. Ob Staaten in fester Geschlossenheit nach innen und außen Macht gewinnen oder ob sie im Inneren dem Individuum, auswärts der größeren und weiteren Einung der Menschheit nachgeben; ob ein Stand oder eine Klasse eng zusammenhält, um etwa als Adel die Herrschaft, als Bauern- oder Arbeiterschaft bessere Lebensbedingungen im Staat zu erlangen, oder ob auch diese lockeren Verbände gesperit werden von stolzen Tyrannen-Naturen dort, von anarchisirenden Rebellen hier; ob in der Volkswirtschaft der genossenschaftliche Zusammenschluß, sei es einer mittelalterlichen Zunft oder Mark, sei es eines modernen Sozialstaates den Ausschlag giebt oder das freie Streben des Einzelnen nach Besitz und Eigenthum —: Das bedeutet im Grunde die volle Hälfte aller politischen, sozialen und Wirtschaftsgeschichte. Der Rest aber, der das Verhalten aller dieser Einungen unter sich einschließt, ist im höchsten Maße durch jene erste, wichtigere Gruppe der sozialen Beziehungen bestimmt. Denn es liegt in der Natur menschlicher Dinge, daß die Staaten, die Klassen, die Wirtschaftsgenossenschaften, die in sich fest zusammenhalten, Das heißt: die sich den Einzelnen in starken Banden, mit moralischen und gewaltsamen Mitteln, unterthan gemacht haben, auch nach außen hin fest und spröde oder gar offensiv auftreten. Wo dagegen das Individuum sich emanzipirt hat von diesen Fesseln der körperschaftlichen Vereinigung, da werden Staaten und Stände und ökonomische Verbände auch nach außen hin minder aktiv. Am letzten Ende giebt auch für diese Beziehungen der menschlichen Einungen unter einander das Verhältnis von Persönlichkeit und Gemeinschaft den Ausschlag.

Alles Handeln, wie alles Denken und Bilden, löst sich so auf in Verthätigung des Persönlichkeitsdranges, der Zehliebe, der Selbstauswirkung oder des entgegengesetzten Triebes, der Hingabe, der Anlehnung, der Liebe- und Schutzbedürftigkeit. Diese beiden Instinkte des Herzens sind es, die im Grunde Welt und Geschichte beherrschen.

Und so wünsche ich denn nicht nur der Historie, sondern auch der Wissenschaft vom Menschen zu dienen. Ich will nirgends der köstlichen Mannichfaltigkeit und Buntheit der Bilder, die Leben und Schicksal seit Jahrtausenden immer von Neuem dargeboten haben, Gewalt anthan; ich will stets erst erzählen, dann Schlüsse ziehen. Und diese Konsequenzen sollen

sich nicht vordrängen; überall und immer sind die breiten Schilderungen der geistigen und sozialen Kulturentwicklung in allen ihren Auswirkungen die Hauptsache; jene Folgerungen treten nur in den Schlußübersichten hervor. Aber ich möchte das letzte Ziel aller Geistes- und Kulturwissenschaft, die Erforschung der menschlichen Seele, nirgends aus den Augen verlieren. Und ich habe gefunden, daß Eins nicht ohne das Andere bestehen kann; es ist unmöglich, in den betäubenden Wirrwarr der Erscheinungen Ordnung zu bringen ohne solche Zielgedanken; aber auch zu ihnen kann Der nicht gelangen, der nicht das warme, farbenfrohe Leben selbst kennt. Möchte ein günstiges Schicksal verleihen, daß mir beschieden wäre, beide Zwecke zu fördern!

Daß, ein so weit abliegendes Ziel auch nur zu erstreben, auf dem Wege einer schlechtthin erzählenden Geschichtschreibung unmöglich ist, leuchtet sogleich ein. Eine Historie, die so alle Theile des Völkergeschehens, alle geistige und soziale Entwicklung umfassen, aber im Wesentlichen chronologisch verfahren wollte, würde ein unsäglich buntes, schillerndes Bild der Menschheitsgeschichte entwerfen können; aber sie würde dem Leser selbst überlassen müssen, sich die geforderten Konsequenzen für seine Anschauung von Welt und Leben zu ziehen. So aber will ich nicht verfahren: ich habe vielmehr den Stoff so streng und vielfach wie nur möglich gliedern wollen. Ich habe wohl immer in jedem Abschnitt zuerst von den einzelnen Nationen gesprochen, aber ich habe die Theile meines Buches nicht nach dem Antheil der Deutschen, der Franzosen, der Engländer, der Italiener und so fort geschieden; ich wollte keine Addition von Nationalgeschichten herstellen. Jedes Kapitel ist vielmehr bedacht, die einzelnen Zweige der Kultur kennen zu lehren und von ihnen sogleich ein universales oder doch europäisches Gesamtbild zu entwerfen. Ich habe von Recht und Sitte, Volkswirtschaft und Ständen, Verfassung und Verwaltung, von Poesie und Kunst, Wissenschaft und Religion geredet. Diese einzelnen Uebersichten aber, die in jeder der vier hier unterschiedenen Perioden der Neuzeit in wechselnder Gruppierung von Neuem angestellt sind, sind dann jedesmal zu einem Totalüberblick zuerst über das soziale und geistige Erleben der Völker und schließlich zu einer einheitlichen Würdigung ihrer Gesamtkultur vereinigt. Immer und immer wieder ist das Hilfsmittel der Vergleichung angewandt, um die einzelnen Nationen und die einzelnen Reichen der politischen und wirtschaftlichen, der Rechts- und Klassengeschichte, der künstlerischen, wissenschaftlichen und religiösen Entwicklung und schließlich die soziale und die geistige Kulturgeschichte jedes Zeitalters einheitlich beherrschen und zusammenfassen zu können.

Aber ich meine deshalb nicht, die Möglichkeit verloren zu haben, den Antheil der einzelnen Nationen aus diesem gemeinsamen Gut wieder auszusondern. Es war nur nöthig, am Schluß jedes größeren Abschnittes auf

jene erste Eintheilung von Neuem zurückzuführen und so zu weiteren Schlußergebnissen vorzudringen. Und mir scheint, die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Nationen, die Volkspersönlichkeiten, sind auf dem eingeschlagenen Wege ihrer Vergleichung unter einander und mit dem gemeineuropäischen Typus fast eher und leichter zu erkennen als auf dem der Versenkung in eine einzige Nationalgeschichte. Was die einzelnen Abschnitte der Neuzeit angeht, so habe ich das neunzehnte Jahrhundert, das bis zu seinem heute schon mit raschen Schritten nahenden Ausgang behandelt werden soll, mit Absicht bei der Anlage des Planes bevorzugt. Ihm, der Epoche seit der Großen Revolution, soll die volle Hälfte der eigentlichen Darstellung, den vorausgehenden Jahrhunderten nur eben so viel gewidmet werden.

Aus allen diesen Eintheilungen aber, innerhalb deren die Chronologie wieder in ihr Recht tritt, ergeben sich ohne Weiteres die langen Entwicklungsreihen, deren Jahrhunderte auf und nieder reichende Strecken der Universalgeschichte allein würdig sind.*) Die beigegebenen Zeittafeln wollen die so zu Stande kommenden Bilder auch äußerlich festhalten. Doch wollte ich den Ausdruck Entwicklungsgeschichte im Titel dieses Buches in einem beschränkenden Sinne anwenden. Wohl bin ich der Meinung, alle Geschichte müsse entwickelnd verfahren; hier aber wollte ich dadurch an eine Grenze meiner Darstellung erinnern, die in der That nur die großen Zusammenhänge, niemals aber Einzelschilderungen, sei es von Personen oder Zuständen, geben soll. Sollte der schon übel ausgedehnte Umfang dieses Buches nicht zu wahrhaft ungeheuerlichen Dimensionen anschwellen, so war mir unmöglich, hier irgendwo das Mindestmaß zu überschreiten. Am Wenigsten jedoch bitte ich, diese Darstellungsweise als das Ergebnis einer Abneigung gegen die großen Persönlichkeiten in der Geschichte anzusehen: meine Gesamtauffassung würde Dem eben so zuwiderlaufen wie insbesondere die Praxis der geistesgeschichtlichen Abschnitte.

Die Voraussetzung aber, unter der eine solche Darstellung allein Aussicht auf einen objektiv gültigen Erfolg hat, ist unzweifelhaft vollkommene Unparteilichkeit allen nationalen und politischen, wirtschaftlichen und sozialen, religiösen, wissenschaftlichen oder ästhetischen Gegensätzen gegenüber, in deren Parteiung die Geschichte der neueren Jahrhunderte immer wieder und wieder

*) Ich gestatte mir, hier auf die theoretischen und wissenschaftsgeschichtlichen Ausführungen zu verweisen, in denen ich diese Anschauungen im Einzelnen dargelegt habe (Ueber Entwicklungsgeschichte, I. II, Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, herausgegeben von Seeliger, I [1896], Monatsblätter S. 161 ff., 193 ff.; Die Historiker der Aufklärung, „Die Zukunft“ XV [1896] S. 295 ff., 343 ff.; Deutsche Geschichtsschreibung im Zeitalter Herders, „Die Zukunft“, XIV [1897] S. 103 ff.)

hineingerissen wird. Wer dem Drama der Weltgeschichte, dem zuzuschauen so unfägliche Freude bereitet, als Lernender beizuhören will, darf sich nicht von vorn herein durch Standpunkt oder gefärbte Gläser Linien und Kolorit des Schauspiels umfälschen lassen.

Mein Buch ist ein Versuch und will in keinem seiner Theile, am Wenigsten in den einleitenden, mehr sein. Es geht aus von dem Gedanken, daß unsere hohe und herrliche Wissenschaft, die heute mit so großem Eifer und Erfolg die Theile ihres Gegenstandes, große und kleine und kleinste, bearbeitet, auch das Recht und die Pflicht hat, dem Ganzen die selbe Liebe zuzuwenden. Jedes Zeitalter darf und soll, wie mich dünkt, derartige allgemeine Inventarisirungen seiner Habe unternehmen. Solche Gesamtbilder werden ihrer Natur nach immer nur ein vorübergehendes Daseinsrecht besitzen: aber von welcher Form wissenschaftlicher Arbeit dürfte man Anderes, Höheres rühmen? Auch die speziellste Spezialuntersuchung kann nur mit den methodischen und den allgemein geistigen Mitteln ihrer Entstehungszeit unternommen werden und die ihrer Ergebnisse, die sich als bleibend erweisen, werden ganz eben so wie die etwa dauernden Errungenschaften der weitesten Darstellung als Baustein für spätere neue Forschungen verwandt werden: die Wissenschaft baut, wie die Natur, ihr neues Leben immerdar aus den Ueberbleibseln des Todes.

Doch auch solcher allgemeinen Arbeit sind sehr bestimmte, unübersteigbare Schranken gesetzt. Selbst wer an sie ein Leben setzen wollte — was aus guten Gründen meine Absicht nicht ist — würde nur eine ganz fragmentarische oder ganz summarische Leistung zu Stande bringen. Ich möchte deshalb um keinen Preis den Schein erwecken, als handle es sich in meinem Buch um eine Bearbeitung des gesammten literarisch zu erreichenden Nachrichten- oder Forschungstoffes zur Geschichte der neueren Zeit oder auch nur seines größten Theiles.

Die historische Arbeit vollzieht sich heute, so weit ich sehen kann, in drei Formen, die sich durch ihr Verhältniß zum Stoff deutlich unterscheiden lassen. In zahllosen monographischen Abhandlungen wird fort und fort das etwa eben erst ausgeschachtete Nachrichtenmaterial von seinen größten Schladen gereinigt und bekannt gegeben oder aber auch sogleich aufs Intensivste bearbeitet. Diese Arbeit ist sicherlich die für den Fortschritt der Stoffkenntniß unentbehrlichste, aber sie muß sich ihrer innersten Natur nach auf ganz beschränkte Theilgegenstände konzentriren und sie schreitet deshalb nur langsam vorwärts. Weitere Felder nehmen andere, größere Bücher in Anspruch: sie fassen für ihren erheblich ausgedehnteren Bereich, etwa für die Rationalgeschichte eines halben oder ganzen Jahrhunderts oder für die Entwicklung eines Kulturzweigs in einem längeren Zeitraum, den gesammten vorliegenden Forschungs- und Nachrichtenbestand zusammen, fügen auch wohl noch eigens erar-

beiteten Rohstoff hinzu und verschmelzen Beides zu einem Ganzen. Es ist die Gattung, der fast alle besten historischen Werke unserer Epoche angehören. Ich denke — um einige konkrete Beispiele anzuführen — etwa an Buchhardts Renaissance und Rigolds Geschichte des deutschen Mittelalters, Holzmanns Neutestamentliche Theologie und Andreas Heuslers Institutionen des deutschen Privatrechtes.

Es erfordert nun viel Redheit, sich an Unternehmungen zu wagen, die, wie das vorliegende Buch, noch mehr umfassen wollen. Man besaß solchen Wagemuth zu Ausgang des vorigen, zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts sehr oft; Herder selbst, Johannes von Müller, Schlosser und viele von den Göttingern haben ihn gehabt. Es liegt eine stattliche Reihe univergalgeschichtlicher Versuche aus diesen und den folgenden Jahrzehnten vor und noch der einseitige, aber geistvolle Heinrich Leo hat uns ein so weit gespanntes Buch hinterlassen. Dann hat es lange gedauert, ehe der Testamentvollstrecker der historischen Schule im Gebiete der neueren Geschichte ein in seinem Sinne weltgeschichtliches Werk unternahm. Seitdem hat sich noch Niemand wieder, weder in Deutschland noch auch — von dem hier nicht in Betracht kommenden Cantù abgesehen — im Ausland, an den ungeheuren Stoff gewagt, und wenn der Verfasser dieser Vorrede es unternimmt, über das ausgehende Mittelalter und die Neuzeit einen ausführlichen, über die griechisch-römische Periode der europäischen Geschichte, über das Alterthum und das frühe Mittelalter der germanisch-romanischen Völker einen summarischen Ueberblick zu geben, so vermißt er sich nicht, sich solchen Vorgängern auch nur von fern zu vergleichen. Aber immerhin will er sein Buch doch der dritten Schicht historischer Arbeiten einreihen, die noch weiter greifen als selbst jene größeren zusammenfassenden Werke der zweiten Reihe.

Auf dieser Stufe, die als die oberste den weitesten Ueberblick gewährt, die aber auch vom Stoff am Weitesten entfernt ist, kann es sich, wie mir scheint, nicht mehr darum handeln, immer von Neuem zu der ersten herabzu steigen. Wir konnte nicht in den Sinn kommen, auch nur zu der monographischen Literatur, geschweige denn zu dem unverarbeiteten, aber veröffentlichten Nachrichtenbestand in ein ähnlich naheß Verhältniß zu treten wie jene größeren Darbietungen, die ihren begrenzten Stoff noch immerhin über schauen. Ich habe allerdings da, wo ich es nöthig fand, mühselige Zusammenstellungen und Vorarbeiten dieser Art nicht gescheut, so etwa im dritten Bande zur Agrar-, Verfassung- und Verwältungsgeschichte des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit. Aber ich habe auch dort keine Vollständigkeit erstrebt und viel öfter noch habe ich mich begnügt, zu jenen Werken der zweiten, halb grundlegenden, halb zusammenfassenden Stufe eine ähnliche Beziehung herzustellen, wie diese selbst sie zu den primären monographischen

Forschungen zu unterhalten pflegen. Ich vermag nicht einzusehen, warum Bücher, die von den tüchtigsten Gelehrten mit aller Sorgfalt und Feinlichkeit abgefaßt sind, nicht auch ihren Benutzern die besten Garantien gewähren sollten, warum eine Darstellung, die sich auf die sichersten Fundamente stützt, dann entwerthet wird, wenn sie selbst wieder als Fundament benutzt wird. Auch sie sind doch nicht um ihrer selbst willen, sondern als Bausteine für zukünftige größere Gebäude geschaffen.

Grundsätzlich aber habe ich auf jede derartige Verwerthung aufmerksam gemacht. Ich habe niemals Autoren oder Quellenstellen, die ich nur citirt fand, an Stelle meiner eigentlichen Gewährsmänner genannt. Dafür aber glaube ich, alle für die Benutzung meines Buches nothwendigen Hinweise gegeben zu haben. Der Fachmann kann sich ihrer nöthigen Falles auch sehr wohl in dem Sinne bedienen, daß er je nach Schätzung dieser Fundamente meiner Darstellung an bestimmten Stellen ein größeres oder geringeres Vertrauen schenkt. Auf der anderen Seite aber wollte ich so allen meinen Lesern dafür Gewähr leisten, daß ich mir der größten Gefahr derartiger weitaußgebreiteter Darstellungen wohl bewußt gewesen bin, der Verfälschung nämlich, auch das Einzelne, das Faktum, nicht auf Grund der gegebenen zuverlässigsten Vorarbeiten, sondern im Hinblick auf das Bedürfniß der eigenen allgemeinen Gesichtspunkte aufzuzeichnen. Ich habe den höchsten Werth darauf gelegt, daß mein Buch sich in dieser Hinsicht durchaus von den großen oder kleinen halbwissenschaftlichen Darstellungen unterscheidet, die wesentlich mehr die literarische Wirksamkeit als objektive Zuverlässigkeit im Auge haben. Diese Essays, seien sie nun zwei Bände oder zwei Bogen stark, sind sicherlich oft sehr lehrreich und anregend und ich habe sie nur deshalb so selten benutzt, weil ich meinen eigenen Gedankenreihen unbeirrt nachgehen wollte; aber ich möchte meine Arbeit, so sehr ich sie selbst als Versuch betrachte, ihnen nicht zugesellt wissen, da sie umgekehrt zunächst von wissenschaftlichem Bedürfniß ausgeht. Nur muß ich meine Leser bitten, auf jede Ruancirung einer ^cauptung, auf jedes vielleicht, wahrscheinlich, mag, kann oder soll aufmerksam zu bleiben: auf längere Auseinandersetzungen des Nachrichtenstandes konnte ich mich nirgends einlassen, aber ich habe niemals die Gewißheit vorspiegeln wollen, wo in Wahrheit Unsicherheit herrscht, und ich glaubte, durch solche Schattirungen des Ausdruckes die Zuverlässigkeit der gerade zu Grunde liegenden Nachrichten ausreichend angedeutet zu haben.

So bescheiden ich aber von meinem Abhängigkeitsverhältniß zu aller Thatensachenforschung denke, so rückhaltlos möchte ich für meine Arbeit, das heißt Das, was ich mit dem mir überlieferten Stoffe begonnen habe, den Charakter der Forschung in Anspruch nehmen. Ich weiß wohl, daß Einzel Forschungen den allgemeinen Zusammenhängen, in die ihr Ertrag zu stellen ist, oft nur wenig

Beachtung gönnen, daß sie von ihnen zuweilen nur in einigen Einleitung- oder Schlußsätzen sprechen, die als Auftakt oder Coda nur wie ein nebensächliches, halb ornamentales Beiwerk betrachtet werden und gleichsam außer Verantwortung des Verfassers stehen. Aber ich kann nicht zugeben, daß eine wissenschaftliche Arbeit, die gerade diese allgemeinen Zusammenhänge als ihr eigentliches Objekt betrachtet, von minderem Ernst und minderer Sorgfalt besetzt zu sein braucht, als sie jene Monographien, die in der Regel allein als Forschungen bezeichnet zu werden pflegen, ihrem eigentlichen Arbeitstoff, ihrem Einzelgegenstand zuwenden. Man pflegt solche Unternehmungen zwar in unseren Tagen nicht eben mit günstigem Vorurtheil zu empfangen, aber mir scheint fraglich, ob diese Abneigung berechtigt ist.

Zunächst darf betont werden, daß der wissenschaftlichen Arbeit hier im Detail ganz ähnliche Funktionen zufallen wie bei speziellen Aufgaben. Die Thätigkeit des Sammelns und Ordneus ist, wenn ich aus der Erfahrung der zehn Jahre spezialistischer Forschung reden darf, die hinter mir liegen, als ich an die Ausführung meines jetzigen Planes ging, eine ganz ähnliche und, wie mir scheint, nicht leichtere, da die Auswahl des Wichtigen hier häufig sehr große Schwierigkeiten macht. Gewiß der beste Theil aller Einzelforschung, die Quellen- und Nachrichtenkritik, ist hier ganz unvertreten, aber dafür sind an die Komposition sehr viel härtere Anforderungen gestellt und alle Zusammenfassung, alle vergleichende und konstruktive Thätigkeit der universalen Historie erfordert zuletzt wohl nicht mindere Sorgfalt und nicht geringere Anstrengung als jene Fundamentirungsarbeiten. Voraussetzung dafür ist freilich, daß es nicht auf eine Addition vorhandener Ergebnisse abgesehen ist, sondern auf die Herstellung eines Neuen, wirklich Ganzen, das etwas Anderes ist als die Summe der Theile. Dann aber scheint mir der Dienst, den eine solche allgemeine Forschung der Wissenschaft leisten kann, ein unverächtlicher zu sein.

Der Forscher, der einen so weiten Bereich zu übersehen unternimmt, wird niemals der einzelnen Arbeiten vergessen mögen, ohne die all sein Thun zu haltlosem Gerede herabsänke. Ich habe noch keins der zahlreichen bedeutenden und ertragreichen Bücher, die zu benugen eine der schönsten Freuden meiner Arbeit ist, ohne ein Gefühl warmer Dankbarkeit aus der Hand gelegt; aber mir scheint, daß erst aus dem stetigen und am Besten nie zu unterbrechenden Zusammenwirken von allgemeiner und einzelner Forschung der Wissenschaft der beste Gewinn erwachsen kann. Und auch die Methode selbst wird nur durch diesen Bund zu ihrem letzten Ziele gelangen: zu der rechten Vereinigung von Vorsicht und Ueberblick, von Sammlung und Ordnung, von Erfahrung und kühn bauender Zusammenfassung.

Mein Werk hat im Laufe der Arbeit einen immer größeren Umfang

angenommen. Es ist aus einer akademischen Vorlesung im Winter 1892/93 hervorgegangen und sollte ursprünglich einen Auffatz, nachher ein dünnes Bändchen ausmachen. Es hat sich dann in immer neuen Vorstößen noch sehr viel weiter ausgebehnt, vor Allem deshalb, weil ich für den anfänglich beabsichtigten Gedankengang immer umfassendere Unterlagen für nöthig ansah. Es soll auch in seinem heutigen Umfang nirgends als Compendium dienen; aber mir kommt vor, als sei ein Werk, das auf hundert andere verweisen muß, nicht eigentlich lebensfähig. Zuweilen habe ich geschwankt, ob ich nicht lediglich die Ergebnisse meiner ordnenden, vergleichenden, deutenden Forschung vorlegen sollte; aber ich hätte dann ein Gerippe ohne Fleisch und Blut geben müssen und zudem, glaube ich, werden auch meine Schlußfolgerungen nur dann wirklich brauchbar, wenn ihnen das Material beigegeben ist, auf Grund dessen ich zu ihnen gelangte. Auch so habe ich viel öfter da Kartons geben müssen, wo ich viel lieber ein Freskobild dargeboten hätte. Was mich am Meisten schmerzt, ist, daß ich den ganz großen Menschen dieses Zeitalters nicht mehr Raum und Rücksicht habe gönnen können. Aber Luther und Goethe, Michelangelo und Napoleon sind Meere, auf denen man Jahre lang segeln und Anker werfen muß, ehe man sagen darf, man kenne alle ihre Tiefen und Untiefen. Auch sonst konnte von dem tiefsten, innersten Walten und Weben und Wachsen des Einzelmenschen nicht gehandelt werden; um bei ihm verweilen zu dürfen, war ich viel zu sehr auf die Herstellung der großen Entwicklungslinien bedacht.

Von aller Mystik, die zwar vielleicht nicht außer uns, wohl aber in unserer Seele liegt, ist hier also immer nur im Großen und Groben die Rede. Jetzt aber kam es mir darauf an, in raschem Wurf ein Gesamtbild zu umreißen. Auch daß dies Buch, an dessen endgiltiger Fassung ich von 1896 ab zu arbeiten begonnen habe, in nicht längerer Zeit als nach einem Jahrzehnt vollendet werde, gehört zu seinen wissenschaftlichen Absichten. Denn wenn es überhaupt einen Werth beanspruchen darf, so ist es sicher der, daß hier einmal wieder zweieinhalb Jahrtausende Weltgeschichte — zwei davon freilich nur im Fluge — von einem Auge gesehen und von einer Hand reproduziert erscheinen. Und nicht aus Hast, sondern, damit sich auch der Gesichtswinkel meiner Betrachtung nicht allzu oft verschiebe, ist mein Bestreben auf schnelle Vollendung gerichtet.

Wilmersdorf.

Professor Dr. Kurt Bretsig.



Die Monroe-Doktrin.

Als der selige James Monroe aus Westmoreland County, Staat Virginia, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika war, spielten sich wichtige politische Ereignisse ab. Das eine davon war eine Grenzregulierung im Nordwesten des Landes mit England und Rußland, die dort Weite Weisheit verpflanzte, das andere walt vor revolutionären oder spanischen Kolonien in Südamerika gegen Spanien. In Washington herrschte damals die Ansicht, die sogenannte „Heilige Allianz“ in Europa beabsichtige, Spanien zur Niederwerfung der Revolution in Südamerika behilflich zu sein. Diesen Ereignissen schenkte Monroe in der üblichen Jahresbotschaft an den Kongress vom zweiten Dezember 1823 seine besondere Beachtung. Er schrieb in seiner unbeholfenen und geschraubten Vortragsfassung unter Anderem: „Die Gelegenheit erscheint dazu geeignet, um als ein Prinzip aufzustellen, mit dem die Rechte und Interessen der Vereinigten Staaten verknüpft sind: daß die amerikanischen Kontinente in Folge der freien und unabhängigen Verfassung, die sie angenommen haben und aufrecht erhalten, von nun an nicht als Objekte für künftige Kolonisierung von irgend einer europäischen Macht angesehen werden dürfen.“ Und weiter: „Wir sind es der Aufrichtigkeit und den freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und jenen (europäischen) Mächten schuldig, zu erklären, daß wir irgend einen Versuch, ihr (politisches) System auf irgend einen Theil dieser Halbkugel zu übertragen, als gefährlich für unseren Frieden und unsere Sicherheit betrachten müßten. Gegenüber den zur Zeit (in Südamerika) bestehenden Kolonien oder Dependenzien irgend einer europäischen Macht haben wir uns der Einmischung enthalten und werden uns auch künftig einer solchen enthalten. Aber gegenüber den Regierungen (in Südamerika), die ihre Unabhängigkeit erklärt und aufrecht erhalten haben und deren Unabhängigkeit wir nach reiflicher Ueberlegung und nach dem Prinzip der Gerechtigkeit anerkannt haben, können wir irgend eine Einmischung durch irgend eine europäische Macht nur als Bekundung unfreundlicher Gefühle gegenüber den Vereinigten Staaten auffassen.“

Diese Erklärungen enthalten das politische Dogma, das gewöhnlich kurzweg die Monroe-Doktrin genannt wird. Der Kern der Sache ist, daß keine europäische Macht das Recht haben soll, irgendwo in Amerika neue Gebiete zu erwerben, da Das die Sicherheit und den Frieden der Vereinigten Staaten gefährde. Seit des seligen Monroes Zeiten ist seine berühmte Doktrin als ein gradezu heiliges nationales Erbsäck betrachtet worden, das eine Generation pietätvoll der anderen überliefert. So war es auch mit Washingtons Grundsätzen, zum Beispiel mit der Warnung vor verstrickenden Bündnissen; oder mit Jeffersons Grundsatz, daß die gerechte Regierung eines Volkes einzig

und allein von dessen Zustimmung abhängig sei; oder mit Lincolns Grundsatz von der Regierung des Volkes durch das Volk und für das Volk. Besonders häufig beschäftigt jedoch die Monroe-Doktrin die Gemüther seit der Beendigung des Krieges gegen Spanien. Mit auffallender Hartnäckigkeit und Aufgereiztheit wird in den Zeitungen und Zeitschriften, vom plebejischen Sensationblatt bis zur aristokratischen Monatschrift, betont, daß die Monroe-Doktrin nach wie vor in Kraft sei. Der new-yorker „Herald“ brachte sogar eine ganze, reich illustrierte Seite, worin Deutschland Absichten auf Brasilien oder wenigstens auf die stark von Deutschen bevölkerten Provinzen Rio Grande do Sul, Santa Catarina und Sao Paulo untergeschoben wurden. Für diesen Fall würde es nach der Ansicht des Blattes zum Kriege zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten kommen, die eine solche Gebietswerbung niemals zugeben könnten. Und damit die Leser des „Herald“ schon jetzt informiert wären, wie dieser Krieg sich ungefähr gestalten würde, war die Stärke der Heere und Flotten, der Bevölkerung und der Mittel zur Kriegsführung beigelegt. Daß die Monroe-Doktrin auch hier anwendbar sei, bewiesen die beigelegten Gutachten hervorragender Sachverständiger. Nur eine heikle Frage blieb noch: Was würden die drei Millionen Deutsch-Amerikaner im Fall eines Krieges zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland wegen deutscher Anneziungelüste in Brasilien thun? Der „Herald“ hatte sich an John B. Altgeld, den früheren deutschen Gouverneur des Staates Illinois, bekannt als begeisterter Arbeiterfreund, gewandt und Herr Altgeld hatte geantwortet: „Die Deutsch-Amerikaner lieben ihr adoptirtes Land und sind patriotisch. Sie glauben an die Monroe-Doktrin und werden kämpfen, um sie aufrecht zu erhalten.“ Damit schien dieser Theil der Frage erledigt.

Die auffallende Nervosität der Amerikaner hat ihre guten Gründe. Seit die Vereinigten Staaten angefangen haben, Kolonialpolitik zu treiben und sich in die Angelegenheiten Europas zu mischen, ist gerecht Denkenden um die heilige Monroe-Doktrin bang geworden. Einer der vom „Herald“ befragten Gelehrten, Professor Dealey, spricht Das auch etwas diplomatisch verschleiert aus, wenn er sagt: „Seit die Vereinigten Staaten auf der östlichen Halbkugel Besitzungen erworben haben, die einst einer europäischen Macht gehörten, scheinen die europäischen Mächte das Recht zu beanspruchen, Besitzungen auf der westlichen Halbkugel zu erwerben.“ Dieses Recht bestreitet ihnen der Professor. Von anderer Seite wird jedoch bereits mehr oder minder offen ausgesprochen, daß die Monroe-Doktrin kaum noch als gültig betrachtet werden könne. Bedeutsam ist da vor Allem der neue Vertrag wegen des Nicaragua-Kanals mit England, wonach der Kanal nicht von den Vereinigten Staaten besetzt oder als ausschließliches Eigenthum betrachtet werden darf, sondern völlig neutral bleiben muß, besonders in Kriegszeiten. Hierin liegt

ein indirektes Zugeständniß Mc Kinleys und seiner Rathgeber, daß sie die Monroe-Doktrin als abgethan betrachten; denn die Fingos verlangen einen ausschließlich amerikanischen Nicaragua-Kanal. Sie beschuldigen Mc Kinley auch schon, die heilige Doktrin verrathen zu haben. Noch bezeichnender ist aber eine Rede, die Professor Jacob G. Schurmann, Präsident der Cornell-Universität in Chicago, an Washingtons Geburtstag gehalten hat. Er sagte: „In unserer blinden Vergötterung der Monroe-Doktrin, in unserer Verehrung der Abschließung-Politik des achtzehnten Jahrhunderts, in unserem dringenden Verlangen, allen internationalen Verpflichtungen aus dem Wege zu gehen, haben wir zugeesehen, wie die großen Nationen Europas Afrika unter sich theilten und amerikanische Erzeugnisse ausschlossen. Als Rechtfertigung unserer Haltung citirten wir eine abstrakte Theorie, die jede Einmischung in die Verhältnisse der alten Welt verbot. Unser Fehler, der pakt an Verbrechen treibt, bestand in unserer Unfähigkeit, einzusehen, daß Wissenschaft und Erfindungen und Dampf und Elektrizität seit den Tagen Washingtons und Jeffersons die Welt zu einem einzigen großen Ganzen gemacht haben und jeden einzelnen Theil davon zu einem möglichen Wirkungskreis der Vereinigten Staaten für kommerzielle Zwecke.“ Es mag sein, daß auch Professor Schurmann, der ein Freund Mc Kinleys und wilder Expansionsist ist, die Monroe-Doktrin, wie Professor Dealey, einseitig auffaßt. Auch er meint vielleicht, die Vereinigten Staaten dürften sich ungestraft in alle europäischen Angelegenheiten mischen, während Europa Das Südamerika gegenüber noch wie vor nicht dürfe. Aber diese Auffassung ist eben so echt amerikanisch unverföhren wie unhaltbar.

Nein: die Monroe-Doktrin ist thatsächlich tot. Sie ist gestorben am sechzehnten Dezember 1898, fünfzehn Minuten vor neun Uhr abends, als der Friedensvertrag zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten unterzeichnet wurde. Der Grundgedanke Monroes war, daß sich Nordamerika nicht in die Angelegenheiten Europas mischt, dafür aber beansprucht, daß Europa das Selbe gegenüber dem ganzen amerikanischen Kontinent thut. Die Einmischung Amerikas in europäische Verhältnisse kam aber mit dem Kriege gegen Spanien. Die Beweggründe, die zum Krieg führten, sind dabei völlig gleichgiltig. Ich persönlich glaube, daß es Ruhmsucht und Profitlust war. Einerlei: die Kongress-Beschlüsse vom neunzehnten April 1898, die Kuba für unabhängig erklärten und den Präsidenten ermächtigten, der spanischen Herrschaft in Kuba mit der Flotte und dem Landheer ein Ende zu machen, waren eine Einmischung in die Verhältnisse einer europäischen Macht. Die Erwerbung Porto-Ricos, der Philippinen und der Marianen-Insel Guam verstärkte diese Einmischung. Damit war der Monroe-Doktrin der Todesstoß versetzt. Amerika hatte seine Verpflichtungen gegenüber Europa gebrochen, folglich brauchte sich Europa nicht länger an irgend welche Verpflichtungen Amerika gegenüber, die es übrigens niemals

förmlich unterschrieben hatte, zu halten. Sobald ein Kontrakt von einer Partei gebrochen wird, ist er eben ungiltig. Das wissen die Monroe-Tanztänzer sehr wohl, hüten sich aber, es einzugestehen.

Ueberhaupt war die Monroe-Doktrin stets ein Akt höchst zweifelhafter staatsmännischer Weisheit. Sie ließ sich schon vor dem spanischen Kriege niemals ernsthaft verteidigen. Wenn Südamerika, um von Mittelamerika ganz abzusehen, von einer ähnlichen Rasse mit englischer Sprache und englischen Sitten bewohnt wäre wie Nordamerika, dann wäre die Doktrin allenfalls begreiflich. Man könnte dann an der Auffassung, daß Nord-, Mittel- und Südamerika als ein einziges Brudervolk mit gleichen Aufgaben und Interessen zu betrachten seien, wenig aussetzen. Aber in Südamerika herrscht eine lateinische Rasse, vorwiegend die Nachkommen von Spaniern und Portugiesen, mit der höchst gesunden Abneigung aller Romanen gegen alles Angelsächsische, die durch den Gegensatz von Katholizismus und Protestantismus nur noch vermehrt wird. Es ist eine naive Annahme, wenn Monroe in seiner Doktrin über diese Rasse ohne deren Zustimmung einfach eine Art Oberhoheit ausspricht, als ob Mittel- und Südamerika gewissermaßen den Vereinigten Staaten gehörten. Man geht wohl nicht fehl, wenn man in dieser Annahme die ersten Keime der heutigen Ausdehnungspolitik der Vereinigten Staaten sieht. Der Gedanke, einst auch Südamerika so zu verschlucken, wie Texas, Kalifornien und Neu-Mexiko verschluckt worden sind, hat wohl schon embryonisch in des seligen Monroes Kopfe geschlummert. Heute wird dieser Gedanke ungenirt ausgesprochen. In der Chicago Tribune, einem typischen Jingo-Blatt, las man nach dem Kriege: „Dann wird der Nicaragua-Kanal kommen und dann werden wir bereit sein für neue Angliederungen: Kanada im Norden und Britisch-Indien und Kuba im Süden werden uns von selbst zufallen und San Domingo wird unter unsere Schutzherrschaft gebracht werden. Und Das ist nicht alle Arbeit, die unserem Lande vom Schicksal zugewiesen ist. Beim Schluß des ersten Jahrzehnts (1910) wird die große Republik ihr Werk, die südamerikanischen Republiken zu vereinigen, zu beruhigen und zu verbessern, tüchtig in Angriff genommen haben; oder, schon vorher — wer kanns wissen? — mag unsere Republik die Millionen Quadratmeilen des Kongostaates im Herzen Afrikas erworben haben, wo sie ein Zukunftreich für die Farbigen aufbauen wird.“ Was die sogenannte Vereinigung, Beruhigung und Verbesserung der südamerikanischen Republiken zu bedeuten hat, ist klar. Es ist lediglich die beliebte schallhafte Umschreibung des Angelsachsen für Länderraub. In Südamerika kennt man diese Pläne. Namentlich seit dem Kriege sind die südamerikanischen Republiken gegenüber dem großen und guten Völker-Protector im Norden mißtrauisch geworden. Schon spricht man von einem Bündniß mehrerer südamerikanischen Republiken

gegen alle Ausdehnung-Gelüste des biedereren Onkel Sam. Der stille Widerstand aber genügt nicht. Die Südamerikaner sollten sich die Anwendung der Monroe-Doktrin auf ihr Gebiet ausdrücklich verbitten.

In Monroe lebte noch die altväterische Vorstellung des Amerikaners, daß er für ewig von der übrigen Welt abgeschlossen auf seinem Kontinent sitzen werde, und die Furcht des Amerikaners vor allen europäischen Monarchien als den Erzfeinden der Freiheit, den Hassern aller Republiken und Bedröckern der Schwachen. Dieser Popanz hat heute auch in Nordamerika, seit es stark geworden und selbst unter die Räuber gegangen ist, alle Schrecken verloren. Wenn nun wirklich eine europäische Macht sich in Südamerika später festsetzte: was thäte Das dem starken Nordamerika? Hat sich Amerika nicht auch auf den Philippinen und auf Guam festgesetzt, wo es friedlich Thür an Thür mit europäischen und asiatischen Nachbarn monarchischer Art wohnt? Und warum, wenn bloße Nachbarschaft gefährlich ist, haben die Vereinigten Staaten nicht gegen Deutschland auf Samoa protestirt? Und noch eine andere Frage drängt sich unwillkürlich auf. Hatte nicht zum Beispiel Japan das Recht, unter Hinweis auf die stammverwandten Malayen auf den Philippinen zu erklären, es gestatte keiner fremden Macht, also auch den Amerikanern nicht, dort festen Fuß zu fassen? Das wäre eben lächerlich gewesen, genau so lächerlich wie die absurde Forderung der Monroe-Doktrin. Einfluß-Sphären sind ja heute ein ungemein beliebter Artikel, weil sie so hübsch dehnbare sind. Aber sie über ganze Kontinente mit selbständigen civilisirten Rassen zu dehnen, die keinerlei Vormund wünschen: Das war und bleibt eine Ungeheuerlichkeit. Wenn die Vereinigten Staaten eine europäische Macht hindern wollen, sich in Südamerika festzusetzen, so müssen sie Kanonen auffahren. Die Monroe-Doktrin sollten sie ruhig begraben; denn Kanonen und nicht Doktrinen entscheiden politische Kämpfe.

Eine starke Leistung ist die Versicherung des Herrn Altgeld, die Deutsch-Amerikaner würden für die tote Monroe-Doktrin gegen Südamerika ihr Leben riskiren. Das ist spaßig. Wie ich meine Landsleute kenne, haben sie für die habgierige und händel suchende Expansionspolitik der Jingos nicht das Geringste übrig, am Allerwenigsten seit der Verkündung des Evangeliums vom alleinseligmachenden Allangelsächsenthum mit der Spitze gegen alles Deutsche hüben und drüben. Südamerika ist ihnen nicht die Knochen eines einzigen deutsch-amerikanischen Grenadiers werth. Im Gegentheil: ihnen könnte eine noch intensivere deutsche Kolonisirung des Südens nur angenehm sein. Aber Herr Altgeld und die hysterischen Jingos mögen sich beruhigen. Deutschland raubt civilisirten Leuten ohne Grund nicht ihr Eigenthum unter der schwindelhaften angelsächsischen Schutzmarke der Humanität und Civilisation.



Verwirklichte Utopien.

Die von mir vertretene neue Wirthschaftsauffassung gipfelt in der Feststellung, daß das „unearned increment“ der Engländer — ich nenne Das die „Zuwachssrente“ vom Grundeigenthum — der Störenfried der wirthschaftlichen Harmonie ist. Sie übt einen wachsenden einseitigen Druck auf die Bevölkerung der Großgrundbezirke aus, der sie massenhaft in die Industrie-centren treibt, das Angebot von Arbeitskräften stets höher hält als die Nachfrage, dadurch den Lohn der Arbeit niederkhält, die Bildung eines „Mehrwerthes“ ermöglicht, — und gleichzeitig die Psychologie der Tauschgesellschaft so verändert, daß aus der vollkommenen Interessensolidarität der „Käufer-Bekäufer“ die vollkommene Interessensfeindschaft der „kapitalistischen Verkäufer“ wird. Gedankengang und Beweisführung dieser Leitsätze kann ich an dieser Stelle nicht wiederholen.

Dem entsprechend behaupte ich in einfacher logischer Umkehrung, daß überall da, wo der private Bezug von „Zuwachssrente“ durch die Grundorganisation einer Gesellschaft auch nur zeitweilig ausgeschlossen ist, immer und ohne Weiteres auf diesem wirthschaftlichen Unterbau eine interessensolidarische, durchaus harmonische Gesellschaft als Oberbau stehen muß, deren Charakter sich nach der negativen Seite hin durch Abwesenheit aller „Ausbeutung“ und Krisen, nach der positiven Seite durch einen auffällig großen und auffällig gleichmäßig vertheilten Wohlstand und durch eine in allem Wesentlichen genossenschaftliche Organisation der Wirthschaft (in Produktion und Konsum) kundgibt.

Von praktischen Belegen für diese kühne Behauptung konnte ich in meinem ersten Werk zwei heibringen, Kalahine^{*)} und Bineland.^{**}) dieses ein Stadtbezirk mit 11000 Einwohnern. In meinem zweiten Werke habe ich mich bemüht, zu zeigen, daß die gesammte deutsche Wirthschaft vier Jahrhunderte hindurch, etwa vom Jahre 1000 bis etwa zum Jahre 1400, so lange sie auf einem „Zuwachssrentenfreien“ Unterbau stand, Punkt für Punkt und bis ins letzte Detail den deduktiv erschlossenen harmonischen genossenschaftlichen Oberbau besaß.^{***)}

Seitdem hat mich die Güte eines gelehrten Freundes in den Besitz eines ferneren, schlagenden Beleges gesetzt. Es handelt sich um einen ganzen Staat der Union, Utah, die Mormonenkolonie. Auch hier steht auf der

*) S. meine „Siedlungsgenossenschaft“ S. 405.

***) S. meine „Siedlungsgenossenschaft“ S. 477.

***) S. „Großgrundeigenthum und soziale Frage“ S. 283 ff.

selben Grundlage allgemeinen Bodeneigenthumes der charakteristische Oberbau genossenschaftlich verbundener, wohlhabender und in hoher Sittlichkeit lebender Menschen. Das Material, eine von mir aus dem „Atlantic Monthly“ übertragene und kommentirte Skizze von E. Smythe, ist im dritten Heft der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft“ vom Professor J. Wolf, Jahrgang 1899, erschienen.

Seitdem ist mir von dem selben Korrespondenten eine andere Arbeit aus der selben Feder zugegangen, die unter dem Titel: „Real Utopias in the arid West“ im Maiheft 1897 des Atlantic Monthly erschienen ist. Wenn die darin besprochenen Ansiedelungen auch nicht in dem geradezu verblüffenden Umfang als Belege für meine Gesamtauffassung gelten können wie die eben erwähnten, so glaube ich doch, daß sie, in die rechte Beleuchtung gerückt, Anspruch auf Interesse haben.

Die erste dieser Kolonien ist die in Colorado belegene, nach dem berühmten Gründer der „New York Tribune“ genannte Greeley-Colony. Sie verdankt ihre Entstehung einigen ehemaligen Anhängern der Phalansterienbildungen Fouriers und Enfantins, wie sie bekanntlich in den Vereinigten Staaten zu Duzenden gegründet und zu eben so vielen Duzenden zu Grunde gegangen sind. Meeker, der Gründer dieses späten Abkömmlings der alten Lehre, war einer von den seltenen Männern, die ein Ziel nicht deshalb aufgeben, weil ein Mittel versagt hat. Er blieb seinem Ideal, der sich selbst versorgenden Gemeinde brüderlich verbundener Menschen, treu, auch als sich der vermeintliche Heilsweg seiner Jugendbegeisterung als ungangbar erwiesen hatte.

In der Broot Farm hatte sich herausgestellt, daß unter den Zussassen des Phalansteriums ein „Ueberschuß an Philosophen und ein schmerzlicher Mangel an Männern herrschte, die verstanden, Kartoffeln zu hacken, und Meeker selbst hatte in Trumbull die Erfahrung machen müssen, daß die faulen und sorglosen Grillen auf Kosten der fleißigen und sparsamen Ameisen lebten“. Diese Erfahrungen wurden fruchtbringend. Von dem Phalansterium blieb nichts übrig als ein gemeinsames Back- und Waschkhaus; in allem Uebrigen stellte sich die Kolonie auf den bewährten Boden des Eigenbesitzes und der Familienwirthschaft zum eigenen Vortheil. „Das neue Ideal stellte sich dar als eine gegliederte Gemeinde, die ihren Bürgern alle Vortheile des genossenschaftlichen Zusammenschlusses gewähren sollte, ohne durch kollektivistischen Besitz die Thatkraft und Leistungsfähigkeit des Individuums zu lähmen.“ Man beschloß, das Land auf allgemeine Kosten zu erwerben, um es billiger zu erhalten, und Privatspekulationen auszuschließen; und beschloß ferner, die Wohnstätten in einer gemeinsamen Stadtanlage zu vereinigen, statt das System der Einzelhöfe anzuwenden. Auf diese Weise sollten den Ansiedlern die Vortheile städtischen Lebens (Schule, Geselligkeit u. s. w.) gesichert werden.

In Ausführung dieses Planes erwarb die „Siedlungsgenossenschaft,“ wie man sie wohl nennen darf, im Thale von Cache la poudre (Colorado) 12000 Acres Land und begann im Frühjahr 1870 ihre Arbeiten. Der Zusammenhalt wurde auf eine außerordentlich harte Probe gestellt, denn die auf zwanzigtausend Dollars geschätzten Bewässerungsanlagen verschlangen mehr als das Zwanzigfache des Betrages, nämlich 412000 Dollars. Aber die Genossenschaft hielt aus, obgleich ihr nur sehr geringe Mittel zur Verfügung standen, und die Anlagen wurden fertig gestellt. Als Das vollbracht war, erwies sich, daß das Land für den Obstbau, den die Ansiedler zu pflanzen gedachten, ungeeignet sei, und sie sahen sich gezwungen, die Grundlage der Gemeinde anders zu formen, als sie beabsichtigt hatten, namentlich, größere Hüfen auszuweisen, da es nothwendig war, Feldbau statt Gartenbau zu treiben. Nach langen Versuchen erwies sich der Boden als besonders geeignet für Kartoffelbau; und die Kolonisten züchteten eine eigene Sorte, die als „Greeley-Kartoffel“ zu einer Berühmtheit der westlichen Märkte wurde und die höchsten Preise erzielte. Der Erlöss der Kolonie für diese Frucht allein überstieg in vielen Jahren eine Million Dollars. Daneben aber wurden alle Arten von Feld- und Gartenpflanzen in einem Umfange gebaut, der den einzelnen Farmern eine behagliche Existenz sicherte und sie vor den Krisen behütete, die den Erzeugern eines einzelnen Weltmarktproductes so gefährlich werden.

Der Erfolg der genossenschaftlichen Wasserversorgung war zunächst der, daß die Kolonisten viel billiger dazu kamen als die Gemeinden der Nachbarschaft, die die Bewässerung dem Privatkapital überlassen hatten. In Greeley zahlt der Farmer 350 Dollars für die Berieselung von 80 Acres und ist pro rata seines Besiþes Miteigentümer der Werke, während das selbe Quantum Wasser aus Privatwerken 1200 Dollars kostet und die Anlage außerdem den Unternehmern gehört. Das ergibt eine stattliche Dividende für die Genossenschaftler. Eben so ist die Kunst ihrer Wasserbautechnik, die für das ganze Land vorbildlich wurde, und ihre außergewöhnliche landwirtschaftliche Tüchtigkeit als Erfolg der kooperativen Thätigkeit anzusprechen; und auch die Firma ihres berühmten Productes repräsentiert ein stattliches Kapital.

Das soziale Leben trägt ein- für allemal die unverwischbaren Spuren des genossenschaftlichen Geistes der Gründungsperiode. Die Pachtverträge mit den einzelnen Genossen verbieten streng die Herstellung und den Verkauf geistiger Getränke auf den einzelnen Hüfen und diese Bestimmung ist mit Nachdruck aufrecht erhalten worden. Die Verwaltung ist durchaus demokratisch, da die Beamten durch eine rege, in zahlreichen Klubs organisirte öffentliche Meinung scharf kontrollirt werden und nicht wagen, ihr entgegen zu handeln.

Die Neuheit der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Existenzbedingungen weckte alle schlummernden Kräfte der Individualität. Alle rangen

in eifersüchtigem Wettstreit um die Palme der höchsten Tüchtigkeit. „Die Persönlichkeit, die in der Großstadt verkümmert, schießt in dem frischen Neulandboden der Kolonie in Blüthe und Halm. Einrichtungen, die in allen überfüllten Landschaften unmöglich wären, fassen hier festen Fuß, wo die Menschen ihre Thatkraft fessellos entfalten dürfen: in der Freiheit und Gleichheit, die neue Gemeinwesen auszeichnet und ihnen auch erhalten bleibt, so lange sie klein sind.“

Das Ergebnis war ein voller Erfolg. Leider hatte die unerwartete Kostspieligkeit der ersten Wasseranlage die Mittel der Gemeinschaft so weit festgelegt, daß wenig oder nichts für weitere genossenschaftliche Unternehmungen übrig blieb und die Anlage von Läden, Banken und gewerblichen Einrichtungen dem Privatkapital überlassen werden mußte. Unter günstigeren Bedingungen des Beginnes hätten sich auch nach dieser Richtung hin noch bessere Ergebnisse herausgestellt. Jedensfalls aber besteht hier eine Gemeinde, ohne einen Millionär, aber auch ohne einen Armen, die immer noch genug Menschen und Kapital erzeugt hat, um weithin in die Nachbarschaft neue, gedeihende Tochteransiedelungen zu senden.

Heute besteht die Kolonie aus einer wohlgebauten Stadt mit freundlichen Wohnhäusern und stattlichen Geschäftsquartieren, umgeben von Feldgütern in sorgfältigem Anbau, die durch ein ingenieusches System von Wasserkanälen verbunden sind. Ihre Zukunft ist gesichert. Und alles Das ist geleistet, obgleich weder das Band des religiösen Fanatismus noch der Druck der Verfolgung die Siedler zusammenhielt, wie zum Beispiel die ersten Pioniere von Neu-England oder die Mormonen.

Zwei andere Gründungen findet man im Süden Kaliforniens, wo noch vor dreißig Jahren unter der schläfrigen Herrschaft der spanischen Rasse kaum einige Missionsgärten am Flußufer als freundliche Oasen von der nur mit Salbei und Kaktus bewachsenen, von spärlichen Schafherden beweideten Steppe abstachen. Auch in diese Wüstenei brachte der angelsächsische Erobererstamm die neue Aera der Bewässerung und des Anbaues.

Die ersten Pioniere waren dort kleine, arme deutsche Handwerker aus San Francisco, Städter, die vor fast vierzig Jahren mit ihren Sparspennigen ein Terrain erwarben und bewässerten, die — schon aus Nordhoffs communistic societies bekannte — Kolonie Anaheim. Die Gründer schossen je hundert Dollars ein, verpflichteten sich zu bestimmten Nachzahlungen, kauften ein größeres Areal und ließen durch eine entsandte Abtheilung die nöthigen Wasserwerke anlegen, während der Rest ruhig in San Francisco weiter schaffte, um die „Kriegskosten“ zu erwerben. Als Alles wohl vorbereitet, die centrale Stadtanlage abgesteckt, das ganze Terrain in Farmen von zwanzig Acres eingetheilt und die Pflanzungen bestellt waren, kamen die Uebrigen mit Kind und

Regel nach und verloten die einzelnen Landestheile unter sich, wobei die Gewinner der besten Stücke ein Aufgeld zu zahlen hatten, das unter die Uebrigen vertheilt wurde. Die meisten Siedler widmeten sich ganz dem Ackerbau, aber viele eröffneten auch Läden oder trieben ihr Handwerk als Schmiede, Zimmerleute, Maler, Schuster und Schneider fort. Damit war die Gründung liquidirt und nur das Wasserwerk blieb im Gemeindebesitz.

Hier hatte der genossenschaftliche Zusammenschluß also nicht mehr ermöglicht als die billige und zweckmäßige Erwerbung von Grundeigenthum, — und mehr hatten die Gründer auch gar nicht beabsichtigt, denn jedes soziale Motiv im weiteren Sinne lag ihnen ganz fern.

Aber auch hier wurde ein voller Erfolg erreicht. Nur Wenige kamen zu Reichtum, die Meisten jedoch zu behaglichem Wohlstand, obgleich es sich um städtische Arbeiter handelte, die sich der Bodenkultur widmeten. Die Bedeutung des Versuches liegt denn auch weniger in der Ausgestaltung der Kolonie selbst als in dem gewaltigen Anstoß, den sie einer ganz ungewöhnlichen Siedlungsform gab, der Vertheilung des Bodens in lauter kleine Bauerngüter, die an Bewässerungswerke angeschlossen waren und dadurch intensive Kultur ermöglichten. Das bedeutete eine Revolution für ein Land, in dem riesige Ranchos mit Viehzucht und allenfalls Kornbau die Regel gewesen waren.

Auf dieser neuen Grundlage erblühte dann im St. Bernardino-Thal eine Kolonie, die ein bedeutend größeres sozialpolitisches Interesse in Anspruch nimmt: Riverside, das zwölf Jahre später angelegt wurde. Die Gründer, Tennessee-Leute aus Knoxville, hatten den Muth, ein Terrain auszusuchen, das von den Einheimischen als vollkommen werthlos betrachtet wurde, und das Genie, darauf das „idealfte“ Gemeinwesen zu errichten, das bis jetzt auf Erden entstanden ist.

Um gedeihen zu können, mußten sie ein System der Bewässerung schaffen, das alle bekannten Anlagen an Wirksamkeit übertraf. Das wurde erreicht. Sowohl die Sammel- und Leitunganlage als auch die eigentliche Zuführung zum Boden selbst wurden nach neuen Grundsätzen ausgeführt und Werke geschaffen, die noch heute nicht übertroffen worden sind. Auf dem so vorbereiteten Boden richteten sie eine großartige Apfelsinenkultur ein und erreichten bald eine Güte des Erzeugnisses, die ihnen auf allen Märkten der Union Liebhaberpreise sicherte.

Die sozialen Verhältnisse von Riverside verdienen die höchste Beachtung. Die Häuser und Straßen der Kolonie, die binnen einem Menschenalter auf einer geringen Schafweide entstand, gehören zu den schönsten der Welt. Gewiß giebt es in der Umgebung der großen Metropolen des Ostens eben so schöne Villenvorstädte: aber sie sind das Eigenthum der oberen Zehntausend, einer kleinen Minderheit reicher oder doch sehr wohlhabender Leute; die Besitzer der

Landhäuser sind dort Kaufleute und Fabrikanten, die sich emporgearbeitet haben. In Riverside aber wohnen wenigstens neunzig Prozent der Gesamtbevölkerung in Häusern, die an entzückenden Gartenstraßen gelegen sind, in Villen, die dem Spaziergänger eine fast ununterbrochene Flucht gutgehaltener Rasenplätze, prächtiger Blumenbeete und künstlerischer Bosquetanlagen bieten. Durch diese Straßen eilen die Zeitungsträger mit den am Ort selbst morgens und abends erscheinenden Journalen. Die Bürger füllen ihre Badewannen aus einer Wasserleitung, die die Straßen durchzieht, und erleuchten ihre Häuser mit elektrischem Licht. Im Mittelpunkt der Kolonie sieht man vornehme Verkaufsläden, Kirchen, Gasthöfe und öffentliche Gebäude. Die Schulen stehen auf der höchsten Stufe und sind in Gebäuden untergebracht, deren Zweckmäßigkeit und Schönheit für den Reichtum und den guten Geschmack der Bürgerschaft Zeugniß ablegen. Das Klubhaus und sein Lesezimmer entspricht allen Anforderungen, — und in der ganzen Stadt existirt nur eine einzige Kneipe; es gilt aber entschieden für unanständig, sie zu besuchen.

Das erste Ergebniß dieser ursprünglichen Kolonie war ein gewaltiger Anstoß zur Erschließung und Besiedelung des südlichen Kalifornien. Zahlreiche ähnlich reizende Kolonien entstanden, die sich ostwärts bis an den Rand der Colorado-Wüste und südwärts bis an die mexikanische Grenze vorgeschoben haben. So hat sich vor Allem die Stadt Los Angeles entfaltet, deren Wachsthum in guten und schlechten Jahren gleich unaufhaltsam vorschreitet. Eine gewaltige Steigerung des Bodenwerthes und die Anlage kostspieliger Wasserwerke war eine weitere nothwendige Folge. Aber Das ist nur die äußere Erscheinungsform der tief wirkenden inneren Wirthschaftskräfte, die Südkalifornien kennzeichnen.

Der Keim Riversides und der ganzen hohen Kultur, die das St. Bernardino-Thal seinen Gründern verdankt, ist die durch Bewässerung möglich gewordene kleine Farm. Sie entscheidet für den Charakter der Wirthschaft, der Gesellschaft und der Bevölkerung. Wo die Landlose sehr klein sind — und in Riverside umfassen sie nur fünf bis zehn Acres —, da gehören sie nothwendiger Weise der Volksmasse. Das heißt, daß eine Klasse kleiner Grundeigentümer die Grundlage der Bevölkerungspyramide bildet. Und Das schließt die Existenz einer Lohnarbeiterklasse aus, wie sie auf den Baumwollplantagen des Südens und mehr oder weniger auch in jedem Gebiet großer Bauernhöfe, auch im größten Theile von Kalifornien selbst existirt. Auf einem Kleinbesitz leistet der Eigenthümer mit seiner Familie fast die gesammte Arbeit. Darum ist der größte Theil der Bevölkerung in Gemeinden wie Riverside unabhängig und selbstthätig.

Die Bevölkerung von Südkalifornien ist in voller Bewegung auf der Bahn, die zum Gemeineigenthum an allen der Gesamtheit dienstbaren Nuyungen und zum genossenschaftlichen Betrieb aller Gewerbe hinführt.

Aber hier ist diese Bewegung viel mehr eine wirtschaftliche Entwicklung als eine politische Strömung. Sie ist die naturnothwendige Folge ihres Milieus und ihrer Existenzbedingungen. Eine große Masse von Grundeigentümern und Landwirthen stand anfänglich zwischen privaten Wasserwerken, die ihren Kerkern Lebenskraft gaben, und privaten Handelsunternehmungen, die ihre Absatzmärkte monopolisirten. Das waren unerträgliche Zustände, da sie sich in der Gewalt fremder Mächte befanden, auf die sie keinen Einfluß hatten. Diese Werkzeuge der Wirthschaft werden jetzt aber mit großer Geschwindigkeit Gemeineigenthum und es ist undenkbar, daß sie je wieder in Privathände übergehen könnten. So waren auch die Wasserwerke von Riverside ursprünglich eine private Unternehmung und wurden erst nachträglich von der Gemeinde erworben.

Das merkwürdigste Beispiel für die Unwiderstehlichkeit der geschilderten Tendenz bieten die Wasserwerke des wundervollen Obstgebietes im Varenthale. Sie waren der Gegenstand der tollsten Bewässerungsspekulation, die der Westen je erlebt hat. Ungefähr drei Millionen östlichen und fremden Kapitals wurden in das Unternehmen hineingesteckt, bis die Jobberei mit einem großen Krach endete.

Als einziges Mittel der Sanirung blieb den Aktionären nichts Anderes übrig, als selbst der Gemeinde das Eigenthum anzutragen, und diese konnten die Werke weit unter den Selbstkosten erwerben. Nachdem jetzt das Wright Irrigation District Law vom höchsten Gerichtshof der Union Gesetzeskraft erhalten hat, ist anzunehmen, daß Kalifornien keinen Versuch mehr erleben wird, die Wasserversorgung, den Lebensnerv der Steppenwirthschaft, zum Gegenstande des Privateigenthumes zu machen.

Eben so hat sich die Bevölkerung auf dem Weg der Genossenschaft von dem Händlerring zu emanzipiren verstanden. Ihre Abzuggemeinschaften vertreiben bereits mehr als die Hälfte des ganzen, immerhin großen Erzeugnisses. Die Produzenten haben ihre eigenen Versandhäuser, geben bankmäßig Vorschüsse an ihre Mitglieder und beschicken die Märkte mit ihren eigenen Reisenden.

Es ist schließlich mit Befriedigung zu konstatiren, daß die Schönheit der Häuser und der hohe durchschnittliche Wohlstand die demokratische Einfachheit der ursprünglichen Einrichtungen nicht zu berühren vermochten.

* * *

Ich widerstehe der Versuchung, an dieser Stelle die vielerlei Zeugnisse anzuführen, die dieser Bericht für die Richtigkeit nicht nur meiner Gesamtauffassung, sondern auch einzelner Darlegungen meiner Werke erbringt, obgleich der Verfasser der Skizze kaum eine Kenntniß von ihnen besitzen kann. Wer namentlich meine „Siedlungsgenossenschaft“ kennt, wird unter Anderem meine sozial-

psychologische Anschauung überall bestätigt finden und wird auch meiner Meinung beipflichten müssen, daß das religiöse Band der Quäker- und Sektiererkolonien Nordamerikas nicht, wie man im Allgemeinen angenommen hat, die Ursache ihres Gedeihens, sondern im Gegentheil die Ursache ihrer bald eingetretenen Stagnation gewesen ist.

Ich hoffe, in nicht zu ferner Zukunft den Grundstein zu einem „Riverside“ in Deutschland legen zu können.

Grunewald.

Dr. Franz Oppenheimer.



Ein neuer Kriegshafen.

Der diesjährige Etat der Bauverwaltung enthält eine erste Rate von 4 900 000 Mark für die Vertiefung des Fahrwassers der unteren Ems und den Ausbau des emdener Außenhafens. Und zwar handelt es sich um die Ausgestaltung dieses westlichst deutschen Seehafens nicht nur für den regelmäßigen Schiffsahrtbetrieb und selbst die größten Handelsdampfer, sondern auch für die großen Linienschiffe der Kriegsmarine. Damit ist aber eine ganz neue Perspektive auf künftige Forderungen für maritime Küstenbauten eröffnet.

Die geographische Lage des emdener Hafens bietet für den transozeanischen Verkehr den Vortheil, daß die großen Seewege nach dem Westen, verglichen mit Bremen, von dort um etwa sechzehn und, verglichen mit Hamburg, um einige dreißig deutsche Meilen kürzer sind. Trotzdem kann an eine Konkurrenz Emdens mit diesen Hauptemporien des deutschen Handels jedoch auf absehbare Zeit nicht gedacht werden, sondern höchstens an den Verkehr, den Emden als Ausgangshafen des mit dem industriereichsten Gebiet Preußens verbundenen Dortmund-Ems-Kanals an sich zu ziehen vermag. Hierfür und für ihre transozeanischen Bedürfnisse hat denn auch die Hamburg-Amerikalinie schon eine umfangreiche Niederlassung in Emden beschlossen.

Wenn die sachverständigen Herren in ihrer optimistischen Beurtheilung des wirtschaftlichen Werthes der neuen großen Kanalstraße Recht haben, so wäre auch gegen die Nachbarmachung des Hafens für die Kriegsmarine nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß die Kosten nicht zu hoch und andere Aufwendungen nicht dringlicher sind. Allein zur Zeit fehlen der Oeffentlichkeit nicht nur alle amtlichen Daten, die die zuverlässigste Auffassung von der

großen Entwicklungsfähigkeit des emdener Verkehrs unterstützen könnten, sondern es tauchen auch, unabhängig davon, noch andere Bedenken auf.

Im Allgemeinen sind Vertiefungs- und Regulirungsarbeiten in unseren Nordseegewässern, wie besonders die Geschichte von Wilhelmshaven lehrt, schwierig und überschreiten gewöhnlich die ersten Kostenanschläge ganz erheblich. Die Wasserfläche des Dollart geht überdies seit dem sechzehnten Jahrhundert zurück und sowohl an der ostfriesischen wie namentlich an der holländischen Küste wurden bedeutende Landstrecken dem Meer wieder abgewonnen und eingedeicht. Von den Mündungen der Ems scheint die Nordwester-Ems — vor etwa zehn Jahren wurde in namhaften Werken ihre Tiefe noch auf zwölf Meter angegeben — heute für Handels- und Kriegsschiffe größten Tiefganges nicht mehr passirbar zu sein, dagegen genügt die 7,8 bis 8,5 Meter tiefe Mündung der Oster- und Wester-Ems Handelsschiffen großen und kleinen Tiefganges und Kriegsschiffen mittleren und kleineren Tiefganges. Hafen und Fahrwasser wurden schon 1883 erweitert und vertieft. Seit 1884 passiren Schiffe von 6,5 Meter Tiefgang die neugebaute Kastenschleuse. Das Fahrwasser der Unterems besitzt zur Zeit die Tiefe von achteinhalb Meter und soll nach der das Projekt begleitenden Denkschrift bis zum emdener Außenhafen bis zu zehn Meter vertieft werden; der emdener Außenhafen selbst soll eine Tiefe von elfeinhalb Meter erhalten.

Emden zählt etwa 14 000 Einwohner, ist durch die Bahn mit Hamburg, Bremen, Amsterdam und dem dortmunder Hüttendistrikt, durch den Ems-Jahde-Kanal mit Wilhelmshaven verbunden, besitzt ein Dock mit großen Niederlagegebäuden, ferner eine Navigation-Prüfungs-, Gewerbe- und Handelsschule, ein Hauptzollamt und Strandamt, Kabel nach England und Nordamerika, eine Station der Indoeuropäischen Telegraphen-Compagnie, Gewerbe- und Genossenschaftsbanken, betreibt einen lebhaften Exporthandel, namentlich in Vieh, Pferden, Kolonialwaaren, Steinkohle, Koks, Eisenwaaren und steht besonders mit Holland, England, Belgien, Norwegen, dem baltischen Rußland und Amerika in Verkehr. Die Bedingungen für eine weitere günstige kommerzielle Entwicklung sind also vorhanden, falls die Fahrwasservertiefungsarbeiten und sonstigen maritimen Anlagen nicht auf unbekannte Schwierigkeiten stoßen. Freilich soll nach der jüngsten Erklärung des holländischen Ministers vom „Waterstaat“ der Ausbau des benachbarten niederländischen Hafens Delfzijl gleichfalls beschlossen sein. Delfzijl befindet sich aber durch seine Lage an dem tieferen und weniger leicht zufrierenden Dollart in günstigerer Lage und ist durch Wasserwege mit Harlingen an der Nordsee verbunden.

Was die kriegsmaritimen Gesichtspunkte betrifft, so kann ein Geschwader von Emden als Stützpunkt aus die Aufklärung in südwestlicher Richtung, der wichtigsten, in der wir — wenn überhaupt — einen Angriff zur See zu er-

warten haben, allerdings rascher als von Wilhelmshaven aus bewerkstelligen und fände, etwa von einer Uebermacht angegriffen, im Mündungsbecken der Ems eine gesicherte Zuflucht, da das schwierige Fahrwasser voraussichtlich schon durch die Wegnahme der Seezeichen genügend zu sperren wäre. Die Errichtung von Batterien auf den Inseln Rottum und Vorkum und Torpedosperren scheint entbehrlich zu sein. Ferner könnte ein deutsches Geschwader nach in der Nordsee stattgehabtem Kampfe sich dort mit neuer Munition, Kohlen und Proviant versehen, erlittene Havarien repariren* und Mannschaftsverluste ergänzen. Endlich erlaubt dieser Stützpunkt, gegen die Flanke und gegen Nachschubstransporte eines Gegners vorzustossen, der mit östlichem Kurs gegen Wilhelmshaven oder die Elbmündung vorginge. Wir hätten dann einen dritten Ausfallshafen gegen den süblichsten auf unsere Nordseeküsten gerichteten englischen Kurs. Allein diese Verhältnisse gelten eben so für Wilhelmshaven und Cuxhaven und beide Häfen entsprechen in ihrer heutigen, unter Aufwendung von Hunderten von Millionen erfolgten Ausgestaltung allen Anforderungen. Die Blockirung unseres Nordseegeschwaders in Wilhelmshaven ist an und für sich schwierig. Ein Geschwader großer Linienschiffe im emdener Hafen würde also nur in den seltenen Lagen nützlich sein, wo ein Zusammenhalten aller Streitkräfte nicht erforderlich wäre. Andere Ermägungen würden freilich dann in Frage kommen, wenn der heute nur zwei Meter tiefe Ems-Zahme-Kanal so weit vertieft würde, daß er von Kriegsschiffen befahren werden könnte. Das ist aber ausgeschlossen, weil es zu viel kosten würde. Nun führt zwar von Emden ein vor jedem Angriff von Kriegsschiffen größeren und mittleren Tiefganges von der Seeite aus sicherer Wasserweg für Torpedoboote durch die Niederlande nach dem Kanal und darin liegt zweifellos auch eine kriegsmaritime Bedeutung Emdens. Sie besteht aber heute schon und ist von der geplanten Vertiefung und Ausgestaltung unabhängig. In Anbetracht dieser Verhältnisse ist es angebracht, einer etwa in den leitenden Kreisen bestehenden Absicht starker Nachforderungen für diese neue Flottenstation bei Zeiten entgegenzutreten, damit nicht die jetzige „Gesamttforderung“ von 7 884 000 Mark sich vielleicht bald als relativ bescheidener Vorläufer entpuppt.

Außerdem besteht, obgleich er neulich abgeleugnet wurde, höchst wahrscheinlich für die Folgezeit der Plan, nachdem kürzlich Rußland seinen Kriegshafen in Libau ausgebaut hat, aus Danzig einen Flottenstützpunkt ersten Ranges zu machen. Auch die Sicherung des neugebildeten Fahrwassers der Elbmündung im Klotenloch erfordert eine neue Strandbefestigung. Wir sind daher noch lange nicht am Ende der Aufwendungen für den Küstenschutz. Das sollte bei der Abmessung der Ausgaben für eine Offensivflotte nahezu ersten Ranges nicht übersehen werden.

Kunst und Kunstsalons in Berlin.

Man giebt sich von so vielen Thatsachen und Geschehnissen des öffentlichen Lebens Rechenschaft, stellt auf so zahlreichen Gebieten Fortschritte und Errungenschaften genau fest, daß es fast nach Absicht, mindestens aber nach Nachlässigkeit aussieht, wenn man die Kunst dabei ganz aus dem Spiel läßt und von keiner Seite der Versuch gemacht wird, aus den Ereignissen des Kunstlebens einige Schlüsse auf Ab- und Zunahme des künstlerischen Sinnes, des Bedürfnisses nach Kunst und des Urtheilsvermögens in künstlerischen Dingen zu ziehen. Die Sache ist heute viel leichter als vor zehn Jahren. Damals hätte man sehr genaue Informationen über die künstlerischen Ereignisse in München und Berlin, in Dresden und Düsseldorf gebraucht, hätte sich klar zu machen gehabt, welche künstlerischen Anschauungen in der bayerischen Metropole an der Tagesordnung, welche Lehrer an der berliner Akademie tonangebend seien, wie weit man sich in Dresden mit dem Gedanken an eine modernere Kunst vertraut gemacht habe und für welche Art von Malerei die kaufkräftigen rheinischen Industriellen am Meisten Neigung zeigten. Heute genügt es vollkommen, das berliner Kunstleben zu betrachten. Berlin ist nicht etwa zur ersten Kunststadt Deutschlands avancirt und keine neue, gewaltige Umwälzungen herbeiführende künstlerische Idee hat hier das Licht der Welt erblickt; aber die Thatsache, daß Berlin von allen deutschen Städten am Meisten Kunst konsumirt, hat es zum künstlerischen Mittelpunkt Deutschlands gemacht, auf dem sich alle Ereignisse abspielen. Die Stellung, die es einnimmt, ist nach jeder Richtung hin unverdient. Es verdankt sie einer Reihe von Zufällen, der Einsicht einiger Persönlichkeiten und der geistigen Beweglichkeit und Regsamkeit des berliner Publikums. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß dieses Publikum besonders kunstverständlich sei — man könnte eher das Gegentheil behaupten —, aber es hat die häßliche Eigenschaft, leicht interessiert zu sein und die — wenn auch noch so oberflächliche — Beschäftigung mit Kunst für ein nothwendiges Requisit des Gebildetseins zu halten. In München besteht das Gros der Ausstellungsbesucher aus Fremden; und noch in jedem Jahr müssen die Parathener ausdrücklich ermahnt werden, die Künstler durch den Besuch der Ausstellungen in ihren Bemühungen zu unterstützen. Die Berliner dagegen gehen unaufgefordert in alle Ausstellungen, wo sie etwas Interessantes zu finden hoffen, — manchmal freilich nur, um misprechen zu können, wenn die Rede auf solche Veranstaltungen kommt. So komisch es auch oft wirkt, sich Leute mit einer Sache beschäftigen zu sehen, die ihnen ganz fern liegt und meist auch verschlossen bleibt: schon dieses Gefühl der Pflicht, auch von solchen Sachen Kenntniß

zu nehmen, ist eine Eigenschaft der Berliner, die man ihnen als Tugend anrechnen sollte und die in hohem Maße dazu beigetragen hat, der Reichshauptstadt ihre Bedeutung für das deutsche Kunstleben zu geben.

Es ist klar, daß eine allen Anregungen so zugängliche Menge im guten oder schlechten Sinne zu einer Macht werden kann und daß es „ein Ziel aufs Innigste zu wünschen“ wäre, wenn die eben erwähnte Eigenschaft der Berliner in geschickter Weise benutzt werden könnte, um ihnen einen etwas höheren Kunstgeschmack beizubringen, als sie zur Zeit besitzen. Die Kritik ist in dieser Hinsicht so gut wie machtlos. Sie kann zwar dem Publikum sagen: Das ist gut und Das taugt nichts; aber sie ist schließlich doch abhängig von dem Material, das sie zu beurtheilen hat, und kann, wenn sie wirken will, sich am Ende nicht auf einen ganz außerhalb des Gegebenen befindlichen Standpunkt stellen. Im besten Falle wird sie zeigen dürfen, welche Punkte für die Beurtheilung von Kunstwerken in Betracht kommen, und so den Geschmack in gewisser Beziehung leiten, niemals jedoch bestimmen können. Von einer viel größeren Bedeutung für die Ausnutzung eines so mächtigen Faktors, wie es das rege Interesse der Berliner für Kunst geworden ist, dürften die Veranstalter der Ausstellungen in Berlin sein; denn sie haben es vollkommen in der Hand, ob das Publikum an gute oder an schlechte Kunst gewöhnt wird, ob sein Geschmack gehoben oder verschlechtert, ob Berlin aus einem bloßen Kunstmarkt eine wirkliche Kunststadt wird. Die Macht der Kritik besteht nur auf dem Papier; die der Ausstellung-Veranstalter ist in Wirklichkeit vorhanden. Niemand wird leugnen können, daß nichts so sehr zur Trivialisirung des Kunsturtheils in Berlin beigetragen hat wie die übergroßen, hauptsächlich gleichgiltige Marktwaare enthaltenden, von der Künstlerschaft veranstalteten offiziellen Kunstausstellungen und daß erst von dem Augenblick an ein Umschwung eintrat, wo die Münchener Sezession das Prinzip der Elite-Ausstellungen gewaltsam durchsetzte. Das moderne Kunstgewerbe wäre überhaupt nicht dazu gelangt, eine ernsthafte Rolle zu spielen, wenn nicht Bing in Paris das Signal dazu gegeben und man es in München und Berlin kaufmännisch nicht so lebhaft gefördert hätte. Wenn die Konkurrenz der Ausstellungen unter einander minder heftig wäre, würde man viel deutlicher bemerken, welchen riesigen Einfluß sie auf die Gestaltung des Kunstlebens besitzen. Die Uebermacht Berlins auf dem deutschen Kunstmarkt beruht lediglich darauf, daß hier so viele Ausstellungsmöglichkeiten vorhanden sind. Es ist daher geboten, diese nicht mehr nur als kaufmännische Unternehmungen, sondern als Kulturfaktoren zu betrachten, von denen sehr viel mehr abhängt, als es zunächst den Anschein hat. Damit erhält aber auch die Thätigkeit der Kritik eine andere Richtung. Ein Umschwung ist bereits bemerkbar; denn während für die Kritik früher die einzelne Leistung nur als

solche existirte und mit mehr oder minder großer Sachkenntniß besprochen wurde, wird jetzt das Meiste auf seine symptomatische Bedeutung hin, auf seine Stellung zum Ganzen, untersucht. Daraus ergibt sich denn schon ganz von selbst die Beurtheilung einer Ausstellung als Milieu, ein Generalisiren von Thatsachen und eine Betrachtung der Kunstwerke nach großen, allgemeinen Gesichtspunkten. Was die Kritik an Intimität dabei vielleicht verlor, hat sie an Sicherheit gewonnen. Sie nimmt keine Rücksicht mehr auf die Gefühle des Einzelnen, sie untersucht nur, ob seine Thätigkeit förderlich ist oder nicht, ob sie das Ansehen der Kunst mehrt oder mindert. Die Aufgabe der Kritik ist heute jedenfalls eine andere als vor zehn Jahren. Sie kann sich nicht mehr darauf beschränken, die künstlerische Produktion zu begutachten, sie hat auch darüber zu wachen, was mit ihr geschieht, ob mit ihr Heil oder Unheil angerichtet wird. In diesem Sinne wird die Thätigkeit der berliner Kunstsalons viel zu selten einer Prüfung unterzogen. Denn es besteht die Gefahr, daß die Kunstsalons ihre Aufgabe mehr und mehr verkennen und auf den berlinischen Kunstgeschmack nach und nach eben so übel wirken wie die offiziellen „Großen“ Ausstellungen.

Berlin besitzt sieben Kunstsalons oder besser gesagt: Kunstausstellungsmöglichkeiten. Unter ihnen kommen als erzieherische Factoren für das große Publikum nur vier in Betracht: Schulte, Keller & Reiner, Cassirer und Künstlerhaus. Davon haben Schulte und Keller & Reiner die meisten Besucher und Abonnenten, in ihren Darbietungen Cassirer den größten künstlerischen Ernst, das Künstlerhaus das niedrigste Niveau. Die die breite Oeffentlichkeit am Lebhaftesten beschäftigenden künstlerischen Vorgänge spielen sich bei Schulte und Keller & Reiner ab. Diese Salons wechseln am Häufigsten — mindestens alle drei Wochen — ihre Ausstellungen und bieten ihren Besuchern eine schier erdrückende Fülle von Bildern und objets d'art. Der Salon Schulte wird von der Aristokratie, den Offizierskreisen und den höheren Beamtenklassen bevorzugt; bei Keller & Reiner verkehrt das sich aus allen Schichten der Gesellschaft rekrutirende moderne Aesthetenthum. Dieses eben charakterisirte Publikum sind beide Salons durchaus sicher und sie hätten es daher vollkommen in der Gewalt, es in erzieherischer Weise zu beeinflussen, an der Verbesserung seines Geschmacks, seines Urtheiles zu arbeiten. Es wäre ungerecht, nicht anzuerkennen, daß beide Salons von Zeit zu Zeit Versuche in dieser Richtung machen; am Ende aber lassen sie doch wieder Kunst Kunst sein und schmeicheln den Neigungen ihrer Abonnenten. Da ist denn natürlich kein Weiterkommen. Paralyisirte Wirkungen sind ohne Werth.

Man hatte von Schultes Salon im vergangenen Winter Besseres erhofft. Der Eintritt des durch seine in jedem Sinne fruchtbare Thätigkeit bei den Ausstellungen der münchener Künstlerschaft bekannt gewordenen baye-

rischen Hofrathes Adolf Paulus in die alte rheinische Kunsthändlerfirma Eduard Schulte und seine Uebernahme nach Berlin ließ erwarten, daß die Ausstellungen dieses Salons eine wesentlich andere Physiognomie erhalten würden. Man war nicht allein darauf gefaßt, die jüngeren Talente mehr herangezogen zu sehen, man durfte auch eine Umgestaltung der Ausstellung in ihren Außerlichkeiten erwarten. Mit einer gewissen Besorgniß sahen die Leiter der übrigen berliner Salons den Umwälzungen entgegen, die Paulus, dieser erfahrene Organisator, gute Kenner und gewandte Geschäftsmann, im Ausstellungswesen herbeiführen würde. Von allem Erwarteten ist Etwas, aber doch zu wenig geschehen, um die auf Paulus gesetzten Hoffnungen gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Gewiß sind Künstler und Kunstwerke bei Schulte zu Wort gekommen, die nur Paulus hatte herbeiziehen können, gewiß waren die Bilder im Oberlichtsaal des Salons während des ganzen Winters so gut gehängt wie nie vorher; aber eben so wenig hat es an jener schlimmen Publikumskunst und dem Dilettantenkram gefehlt, die für Schultes Ausstellungen von je her charakteristisch waren, und auch der Halbkunst sind, wie früher, solche Ehren erwiesen worden, daß das unerfahrene Publikum sie für wirkliche Kunst nehmen mußte. Nun wird darum zwar Niemand, der die Thätigkeit von Paulus in München beobachtet hat, glauben, daß diese Ausstellungen nach seinem Sinn und Geschmack waren; aber man muß doch bedauern, daß sein gutes Talent schlechte Traditionen nicht überwinden konnte und daß Berlin von seiner Anwesenheit nicht so viel profitirt, wie es wohl möglich wäre, wenn er weniger Konzessionen gemacht hätte.

Keller & Reiner waren nicht an Traditionen gebunden; sie haben etwas für Berlin Neues in Szene gesetzt und weder Geld noch Mühe gespart, um ihrem Unternehmen eine weltstädtische Haltung und vor Allem das Gepräge der Modernität zu geben. Ihr Vorbild war Bings L'Art Nouveau. Sie haben weniger Werth darauf gelegt, gute Kunst zu bringen, als neue, und entschieden dazu beigetragen, moderne Kunstanschauungen populär zu machen, dabei natürlich auch Erscheinungen Beachtung verschafft und zum Erfolge verholfen, die es in keiner Hinsicht verdienten. Man wird hierüber aber bis zu einem gewissen Grade mild urtheilen müssen, weil die Klärung der Begriffe für dieses Gebiet erst eintreten konnte, nachdem eine größere Zahl von Schöpfungen Vergleiche ermöglicht hatte. Jetzt, wo die Sache das Ueberaschende verloren, wo die Begeisterung für das nur Neue einer kühleren Erwägung Platz gemacht hat, bemerkt man allerdings, daß die Leitung dieses Salons, ein Wenig planlos, sich von den Wogen einer Bewegung treiben läßt, von der es unsicher ist, wohinaus sie will. Und doch käme es gerade jetzt darauf an, daß auch dieser Salon Initiative ergreife, um die Verwirrung zu lösen, die er durch sein bedingungsloses Unterstützen aller neu schrei-

nenden Bestrebungen angerichtet hat. Es wäre um so nöthiger, als der Modernitättaumel, dem sich das Publikum ergeben hat, in einer Ernüchterung enden muß, aus der leicht eine gegen diesen Salon gerichtete Mißstimmung entstehen könnte.

Ein Kunstsalon hat in dem Augenblick seine führende Stellung und höhere Existenzberechtigung verloren, wo er sich den immer und naturgemäß auf das Mittelmäßige gerichteten Neigungen des großen Publikums anpaßt, ja, er kann dabei in die Lage kommen, von der Kunst als eine Gefahr empfunden zu werden. Das an „hohe Häupter“ gerichtete Wort Anselm Feuerbachs: „Wer den Willen und die Macht hat, die Mittelmäßigkeit zu erheben, Der hat sie auch, das wahre Talent zu schädigen“, gilt schließlich für Alle, die eine Macht der Kunst gegenüber vorstellen. Es trifft alle Mäcene, alle Ausstellungleiter, alle Kritiker, die mittelmäßige oder gar schlechte Kunst unterstützen, es trifft vor Allem die mächtigste aller Mittelmäßigkeiten unterstützenden Mächte, das breite Publikum.

Es ist eine ganz thörichte Ansicht, daß dem Geschmak der Menge in Kunstdingen immer Konzessionen gemacht werden müßten. Das Publikum gewöhnt sich auch an gute Kunst, wenn sie ihm konsequent dargeboten und von berufener Seite plausibel gemacht wird. Man denke nur an den Enthusiasmus, den vor einigen Jahren die Bodekin-Ausstellung in der Akademie beim Publikum erregte. Es begeistert sich freilich in ähnlicher Weise auch für viel geringere Künstler; aber es will sich eben begeistern, und wenn man es in der Gewalt hat, diese Begeisterung auf den würdigen Gegenstand zu lenken, begeht man eine Sünde gegen die Kunst, wenn man ihr die Mittelmäßigkeit in den Weg stellt. Man braucht darum nicht gleich mit Traditionen zu brechen oder altgewordene Künstler dem Hungertode preiszugeben; man soll nur, zwischen zwei Pflichten gestellt — der Pflicht gegen die Kunst und der gegen das Publikum —, der höheren zuerst genügen. Vorausgesetzt natürlich, daß überhaupt der Ehrgeiz vorhanden ist, in einem höheren Sinne zu wirken. Und gewöhnlich behaupten doch sämtliche Ausstellungleiter, daß bei ihnen Alles ad majorem artis gloriam geschehe.

Weder Schulte noch Keller & Reiner können sich rühmen, während der abgelaufenen Saison der guten Kunst in Berlin ein höheres Ansehen geschaffen zu haben; denn wofür hat sich das bei ihnen verkehrende Publikum schließlich am Meisten interessiert? Bei Schulte für die *salon peintres* und *voyageurs* Laszlo und Krumhaar und für den kühlen, akademischen Hertomer; und bei Keller & Reiner für zwei spekulative Köpfe, für Fernand Schnopff und Karl Max Rebel. Was hat es für einen Zweck gehabt, dem Publikum in Lavery zu zeigen, wie ein Portrait künstlerisch sein kann, wenn man ihm nahelegt, Laszlos im Sinn so gewöhnliche Bildnisse aristokratischer Herren

und Damen und Herkomers unmalerische, trodene Personenschilderungen gut zu finden? Warum führt man ihm die massive, gekonnte und künstlerisch so gesunde Malerei Corinth's vor, um die erreichte Wirkung durch die defakenten Spielereien Schnopffs und die anspruchsvollen Stämperereien Rebels zu vernichten? Der Einwurf, daß es nicht genug gute Kunst gebe, um dem Publikum immer solche vorzuführen, ist nicht stichhaltig. Es handelt sich auch nicht darum, daß überhaupt keine Bilder von Laszlo, Herkomer u. s. w. ausgestellt werden sollen, sondern man erhebt Einspruch dagegen, daß sie in einer Weise gezeigt werden, als seien sie große Kunstwerke. Wenn man darüber schilt, daß mit dem Ehrensaal der Großen Berliner Kunstausstellung ein schöner Mißbrauch getrieben wird, so darf man auch nicht gleichgiltig bleiben, wenn die Kunstsalons Künstlern dritten bis fünften Ranges eine Bedeutung anarrangiren, als seien sie die ersten der Welt. Man verlangt von den Leitern der Kunstsalons nicht, daß sie sich zu Ehren der Kunst zu Grunde richten, sondern, daß sie ihre bessere Sachkenntniß dem Publikum gegenüber durch Distanzhaltigen dokumentiren. Gerade die Art, wie bei Schulte Laszlo und Herkomer, bei Keller & Reiner Rebel mit ihren Werken vorgeführt wurden, ist, so viel Lob sie in anderen Fällen verdiente, geeignet, beim Publikum Verwirrung anzurichten. Das sollte vermieden werden. Solche Fehler darf sich das „Künstlerhaus“ erlauben, wohin man ohne Erwartungen geht, wo wohllos eben Alles aufgenommen wird; aber wenn die von dem besten Publikum besuchten Salons Derartiges machen, so muß dagegen im Namen der Kunst und des guten Geschmacks protestirt werden. Für das Publikum selbst liegt ja doch die Sache nicht so klar. Es sieht, wie sich Fürstlichkeiten und Adel von Laszlo malen lassen, es hört, daß der Kaiser Herkomer Sitzungen zur Anfertigung eines Emailportraits gewährt hat, es bemerkt, daß Keller & Reiner ihre Räume zum Empfange der Nachwerke Rebels effectvoll dekoriren lassen. Erregt Das nicht ganz den Anschein, als seien die Genannten Künstler ersten Ranges? Man kann es schließlich dem Publikum gar nicht übelnehmen, wenn es unter solchen Umständen in gutem Glauben bewundert.

Die Darbietungen der berliner Kunstsalons haben nur dann Werth, wenn ihr künstlerisches Niveau wesentlich höher ist als das der offiziellen Ausstellungen. Sie sollen in kleinem Rahmen ein treues Bild der lebendigen Kunst geben und durch Qualität, nicht durch Quantität, wirken. Nur der Salon Cassirer hat sich während des vergangenen Winters als ziemlich zuverlässig bewährt. Auch er hat nicht nur Meisterwerke zu zeigen gehabt. Unter ausgezeichneten Sachen sind auch in seinen Ausstellungen minderwerthige erschienen, aber die Qualitäten heuchelnde Mittelmäßigkeit hat sich bei ihm nicht breit machen können und seine Besucher fanden in jeder Ausstellung immer so Etwas wie eine künstlerische Stimmgabel, mochte ein Bild

von Manet oder Liebermann, von Degas oder Trübner diese Rolle übernommen haben.

Wenn die an sich so segensreiche Institution der Kunstsalons nicht in Mißkredit kommen soll, werden die Besizer zu überlegen haben, wie sie ihre Thätigkeit in Zukunft fortsetzen. Bei dem bisher beliebten Modus, die Ausstellungen alle drei Wochen wechseln zu lassen, kann bei der Menge der Salons, die sich im nächsten Winter noch erhöhen wird, ein leidlich hohes künstlerisches Niveau kaum noch gehalten werden. Entweder muß also der Umfang der Ausstellungen eingeschränkt werden, was für ein geschmackvolles Arrangement ohnehin schon vortheilhaft wäre; oder aber man muß weniger schnell wechseln, wodurch Künstler und Publikum in ihrer Wirkung auf einander gewinnen würden; und endlich wäre es wünschenswerth, daß die Salons unter einander eine Verständigung über die Reihenfolge der Neueröffnungen ihrer Ausstellungen herbeiführen könnten. Im vergangenen Winter gab es Tage, wo gleichzeitig vier Salons zur Besichtigung ihrer neuen Ausstellungen eingeladen hatten. Daß eine solche Zersplitterung des Interesses der Sache selbst nicht dienlich sein kann, ist klar. Besonderer Werth aber wäre darauf zu legen, daß die Kunstsalons an einer planmäßigen Weiterentwicklung des berliner Kunstlebens im guten Sinne mit arbeiteten. Die hastige, ziellose Ausstellerei hat absolut keinen Zweck. Mag doch ruhig der eine oder der andere Salon die sogenannte Publikumskunst und den Publikumsgeschmack vertreten. In einer großen Stadt ist ja auch solch ein Unternehmen berechtigt. Aber die Salons, die mehr sein wollen als Schaustätten gewöhnlicher Art, sollten sich bemühen, ihren Ausstellungen einen Inhalt zu geben, der den Geschmack des Publikums einheitlich hebt. Ob ein Salon diese, der andere jene Richtung pflegen will, ist ganz gleichgiltig; die Hauptsache bleibt, daß Kunst gezeigt wird und daß sie nicht zurück stehen muß gegen bloße Waare oder noch Schlimmeres. Es ist gerade jetzt sehr nothwendig, daß die Kunstsalons in bewußter Weise für die ernsthafteste Kunst eintreten, damit die Errungenschaften des letzten Jahrzehntes nicht verloren gehen. Mögen sie allen neuen Bestrebungen goldene Brücken bauen, aber dafür sorgen, daß nicht Routiniers und Pseudotalente darauf emporziehen und der schaffenden Kunst Raum und Theilnahme fortnehmen. Und konsequent bleiben! Was nützen die größten Anstrengungen, wenn sie kein bestimmtes Ziel haben? Amusement des Publikums? Wer die Kunst diesem niedrigen Zweck opfern will, ist sicher nicht ihr Freund und man soll ihm wehren, daß er Macht über sie gewinne.

Hans Rosenhagen.



Behorſam.

Profeſſor Vipps, der ſich neulich ſo hübsch über die deutſche Juſtiz ausgelaffen hat, iſt, nicht gerade dieſer in den Augen von Centrumsmännern gewiß ſehr läßlichen Sünde wegen, ſondern aus anderen Gründen den bayeriſchen Frommen verhaßt. Sie haben daher ſeine „Ethiſchen Grundfragen“ durchſtöbert und folgende in unſerem „Königtreuen“ Zeitalter zu Denunziationen höchſt geeignete Stelle gefunden: „So iſt alſo ſchließlich alle Sittlichkeit gleichbedeutend mit Freiheit im Sinne der freien Uebereinstimmung mit einem eigenen inneren Geſetz. Nehmen wir Behorſam im engeren Sinne, Das heißt: als Beſtimmtſein durch einen fremden Willen, ſo iſt kein Behorſam ſittlich. Er iſt jeder Zeit — nicht an ſich, aber in ſeiner Wurzel — unfittlich, genau in dem Maße, als er der geiſtigen Unfreiheit, Enge, Blindheit entſtammt. Mit einem Wort: Behorſam iſt unfittlich, nicht als That, aber als Gefinnung, als unfreier oder knechtischer Sinn. Behorſam als That kann ſittlich nothwendig und werthvoll ſein, nämlich als Mittel zum Zweck, vor Allem als Mittel der Erziehung. Sein Endziel aber muß überall die ſittliche Freiheit ſein.“ Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in den Centrumsbllättern nach bewährter und von allen Parteien geübter Preßgepflogenheit die Stelle ein Wenig gefälſcht, durch Auslaſſung der mildernden Wendungen verſchärft wird. Das verzeihe ich ihnen gern um des Verdienſtes willen, das ſie ſich erworben, als ſie die Behorſamsfrage einmal zur Erörterung ſtellten. Das iſt nämlich ſehr nöthig, wie überhaupt Alles, was an die nicht zahlreichen, aber höchſt werthvollen unanſeßbaren Ergebniſſe der deutſchen Philoſophie erinnert, die heute unter dem politiſchen, wirthſchaftlichen und naturwiſſenſchaftlichen Tageslärm vergeſſen werden. Was Vipps ſagt, iſt die Autonomielehre Kants. Zu dieſer — nicht zu dem Grundgebot der kantischen Moral — habe ich mich ſtets bekannt; und ohne an ihn zu denken, vielleicht ſogar, ohne von ihm beeinflußt zu ſein, habe ich mich immer über ein Gedicht Schillers geärgert, das einzige, das mir anſtößig erſcheint; es iſt nicht etwa „Männerwürde“, ſondern „Der Kampf mit dem Drachen“. Schiller pflogte ſich ja in die Seele ſeiner Helden hineinzuphantaſiren und, wenns ſein mußte, auch einmal als Mortimer für den Katholiſmus zu ſchwärmen; aber daß er, der Sänger der Freiheit, den blinden und unvernünftigen Behorſam verherrlichen konnte: Das verzeihe ich ihm nicht. Ich will die Sache kurz ſo darſtellen, wie ich ſie vor Jahren in der Religionſtunde fortgeſchritteneren Schülern zu erklären pflegte. Der Behorſam an ſich iſt nicht ſittlich gut; nach dem Willen eines Anderen handeln, iſt nicht ſittlich, weil es kein menſchliches Handeln, kein actus humanus iſt, denn dieſer unterſcheidet ſich eben von einer Bewegung des Thieres dadurch, daß er aus Antrieben der Vernunft entſpringt. Wäre, wie gewiſſe Leute meinen, der Behorſam das eigentlich Sittliche, ſo wäre der dreſſirte Hund oder Affe das ſittlichſte Weſen und eine vollkommene Maſchine das allerſittlichſte. Aber unentbehrlich iſt allerdings der Behorſam. Zunaehſt fürs Kind zum Schutz ſeines Lebens; wird das Kind nicht an Behorſam gewöhnt, ſo verbrennt es ſich am Ofen, ſticht ſich mit dem Federmesser ein Auge aus, vergiftet ſich oder ertrinkt im Bach. Wächſt es heran, ſo kann in ſeinen Behorſam ein Element der Sittlichkeit kommen, die Liebe: wenn es gehorcht, um ſeine Eltern nicht zu betrüben. Grundverſchieden von dieſem kindlichen blinden und anfänglich erzwungenen Behorſam iſt der freiwillige Behorſam des Mannes. Der Mann, der doch anders als in einer

Gemeinschaft weder leben noch wirken kann, sieht ein, daß zu gemeinsamem Leben und Wirken Ordnung und Disziplin gehören und daß sich demnach die Vielen, die irgend Etwas gemeinsam verrichten, unter das Kommando eines Anführers, Leiters oder Oberhauptes stellen müssen. Das leuchtet Jedem ein, wenn er die Verwirrung und die unnütze Kraftvergeudung, wie man sie früher namentlich in kleinen Ortschaften bei Feuerbränden beobachten konnte, mit der geordneten, eleganten und stets erfolgreichen Thätigkeit einer modernen großstädtischen Feuerwehr vergleicht. Daß im Kriege Disziplin notwendig sei, hat niemals ein vernünftiger Mensch bezweifelt. Und aus solchen Erfahrungen hat man nun Folgerungen zu ziehen auf das politische und das kirchliche Gemeinschaftsleben. Wer sich freiwillig einem größeren Ganzen einordnet, um nützlich wirken zu können, handelt sittlich; aber nicht darin liegt das Sittliche, daß er in gewissen Fällen nach dem Willen eines Anderen handelt, sondern darin, daß er aus freiem, eigenem Willen, weil er es als Vernunftgebot erkennt, in Allem, was zur Erfüllung des Zweckes, zum Beispiel zur Löschung eines Brandes, gehört, seine Freiheit beschränkt, während er in allen anderen Stücken, die mit jenem Zweck nichts zu schaffen haben, seine Freiheit wahrt. Die höchste Sittlichkeit besteht in der freiwilligen Einordnung in die sittliche Weltordnung; sie wird dadurch vollzogen, daß der Individualwille mit dem absoluten, dem göttlichen oder Weltwillen zu einem verschmilzt; dadurch wird die Autonomie nicht aufgehoben, sondern vollendet, denn Gottes Wille ist dann eben des Menschen eigener Wille; der Mensch ist vergöttlicht. Am Schluß des siebenundzwanzigsten Gesanges des Purgatorio spricht Virgil den Dante in diesem höchsten Sinne frei. „Denn frei, gerad' ist und gesund Dein Wille jetzt; und Fehler wärs, nicht seinem Sinn zu folgen; drum mach' ich Dich zu Deinem eignen Papst und König“. Die Uebersetzung des letzten Verses ist von Hugo Dessl; die anderen beiden Verse citire ich nach Philatthes, mit einer kleinen Abweichung: er setzt im zweiten Vers das Komma anders: „Und Fehler wärs nicht, seinem Sinn zu folgen“, was aber nach dem Texte (*E salto fora non fare a suo sonno*) ganz unmöglich ist; wahrscheinlich hat ihn, als obersten Kriegsherrn der sächsischen Armee, der revolutionäre Geist der Worte so geschreckt, daß er sich, trotz seiner großen Gewissenhaftigkeit, gebrungen fühlte, sie abzuschwächen. Dante kannte die katholische Dogmatik sehr gut und wußte, daß ihn ihre reinsten und höchsten Repräsentanten nicht verleugnen würden, nicht verleugnen könnten; ist diese Lehre doch die paulinisch-johanneische! Es ist die Lehre von der Freiheit der Kinder Gottes, die nach dem Galaterbriefe vom Gesetze frei sind, weil sie den Geist des Vaters haben und aus eigenem freien Willen des Vaters Willen thun; es ist die Lehre, daß die Liebe des Gesetzes Erfüllung sei, daß die Tugend der Liebe alle anderen Tugenden in sich enthalte und daß der Jünger Jesu außer dem Gebot der Liebe keines anderen bedürfe, womit natürlich nicht gesagt ist, daß Jemand auf Kommando lieben könne, sondern nur, daß, wenn Jemand liebt, seine Liebe das Alles regelnde Lebensgesetz sei; es ist das Wort Römer 14, 23: „Was nicht aus Ueberzeugung geschieht, ist Sünde“ („aus Ueberzeugung“ muß dem Zusammenhange nach das *ex certis* übersetzt werden und wird es auch wirklich in den katholischen Bibeln übersetzt); es ist endlich das Gesächtschen Matth. 21, 29 von den zwei Söhnen; der eine antwortet auf den Befehl des Vaters, in den Weinberg arbeiten zu gehen: „Ich will nicht“, geht aber; der zweite antwortet: „Ja, Herr, ich gehe“, geht aber nicht; wer das Gute thut, aber nicht auf Befehl, ist Gott lieber als Einer, der sich demüthig und bereitwillig

jedem Befehle beugt, dems aber zur Ausführung am Besten, an der Kraft, fehlt, die er eben mit dem Willen, in dem sie liegt, eingebüßt hat. Mit dieser edlen Freiheit Kants, Schillers und des Neuen Testaments steht Iphigenie nicht im Widerspruch, die zu Thoas spricht: „Folgsam fühlt' ich immer meine Seele am Schönsten frei.“ Denn auch bei ihr ist es kein äußeres Gesetz, kein fremder Wille, dem sie folgt; sie ist das ideale Weib in idealen Verhältnissen und sie folgt nur ihrer eigenen schönen Natur, wenn sie dienend, helfend, heilend, tröstend, erheitend die Freude und das Glück der Ihrigen ist. Es bedarf keiner langen Auseinandersetzung, warum die Erinnerung an die Freiheit des Christenmenschen heute besonders noththut. Niemals steht es um diese Freiheit schlechter, als wenn, wie heute, die Kirchen- und die Staatsgewaltigen ein Herz und eine Seele sind; Paraguay und Byzanz sind Ideale, die nah bei einander liegen und die jetzt die Gemüther vieler sehr einflußreichen Leute entzücken. Mich aber erinnert solche Schwärmererei immer daran, daß die deutschen Heere von 1866 und 1870 aus Männern bestanden, die gerade aus dem Konflikt kamen, die fast ausnahmslos der Regierung in erbitterter Opposition gegenüber gestanden hatten, die liberal gesinnt und ihrer materiell glücklichen Zeit entsprechend lustig und genussfreudig waren. Ihre Freiheit war sehr weit entfernt von der idealen Freiheit des Neuen Testaments, Dantes und Kants, aber sie wurzelte in ihrem ungebrochenen Willen; Männer von zwar unreinem, aber ungebrochenem und starkem Willen sind immerhin zu großen Thaten, wenn auch nicht gerade zur Aufrichtung des Reiches Gottes befähigt, während Bäcklammchen nur zum Geschlachtet- und Geschorenwerden, Bediente nur eben zu Bedientenverrichtungen und Waschlappen zu gar nichts taugen.

Reiße.

Karl Zentsch.



Stadtanleihen.

Noch ruhen in den Kassen der Staaten und Banken Millionensummen alter Emissionen, die nicht an den Mann gebracht werden konnten, und der Bedarf drängt dazu, durch das traurige Vordrängen eines übermäßig niedrigen Kurzes zur Aufnahme einer neuen Anleihe zu reizen, mit der zusammen sich dann auch die alten Stücke, deren Preis fällt, loszuschlagen lassen. Reich und Staat sehen sich mit ihrem $3\frac{1}{2}$ prozentigen Anleihetypus immer mehr vereinsamt. Während die Aktiengesellschaften ihre neuen Schuldbeschreibungen mit mindestens 4, gewöhnlich $4\frac{1}{2}$ und mitunter sogar 5 Prozent verzinsen, haben sich die Hypothekendarlehenbanken für ihre Pfandbriefe und die Stadtgemeinden — auch die größten und solidesten — für ihre Anleihen auf den Satz von 4 Prozent geeinigt. Die Städte, die mit ihren alten $3\frac{1}{2}$ prozentigen Papieren, für die sie die königliche Genehmigung haben, festzinsen, sehen sich nachgerade sämmtlich genöthigt, eine Konvertirung in 4 Prozent zu beantragen. Jetzt soll Wiesbaden diesen unangenehmen Schritt thun. Magdeburg hat gar noch vom Jahre 1891 her mehrere Millionen unbegebener Anleihe, für die nun auch 4 Prozent gewährt werden

sollen; der Magistrat glaubt, sich Ungelegenheiten zu ersparen, wenn er beantragt, diesen Zinsfuß während der nächsten zehn Jahre unverändert zu lassen. Die Absicht ist lobenswerth, der Gedanke aber recht unpraktisch. Welcher Bürgermeister und Stadtverordnete wollte sich vermaßen, die Verhältnisse des Geldmarktes auf einen so langen Zeitraum zu überschauen! Hört die günstige Konjunktur bald auf, so wird es keine Mühe machen, Rentenpapiere, deren Sicherheit unzweifelhaft ist, selbst bei 3prozentiger Verzinsung abzusetzen. Vermehren sich dagegen die wirtschaftlichen Bedürfnisse im Tempo der letzten fünf Jahre, so werden wir uns auch an 5prozentige Kommunalobligationen gewöhnen müssen. Uebrigens ist eine Beschränkung der Nachfahren durch Vorschriften über die Art der Geldbeschaffung rechtlich unwirksam. Eine der umfangreichsten Stadtsanleihen, die je aufgenommen wurden, bereitet Dresden vor: der wohlweise Rath dieser Stadt verlangt gleich 45 Millionen Mark; den Vorwurf der Verschwendungssucht darf man ihm trotzdem nicht machen. Jeder Privatmann merkt ja an der eigenen Tasche, wie sich die Lebensansprüche steigern. Der Bürger verlangt von der Kommune wachsende Leistungen auf dem Gebiete der öffentlichen Wohlfahrt: wie der Verkehrspflege, zu Bauten für Unterrichts- und Verwaltungszwecke, zu Handelsanstalten, Turnhallen und Krankenhäusern, für Errichtung, Erweiterung und Verbesserung von Gasanstalten und Wasserleitungen, Schlachthöfen, Hafen- und Brückenbauten, für Straßenverbesserungen und ähnliche Dinge. Gerade ein blühendes Gemeinwesen fordert große Ausgaben. Nur wo das kommunale Leben versumpft ist, braucht man keine neuen Anlagen. Mit einem heitern, einem nassen Auge müssen die Stadtväter die Aufnahme neuer Mittel bewilligen, wenn sie nicht wollen, daß ihre Gemeinde rückständig bleibt oder auf den Ehrgeiz verzichtet, die Vororte in ihren Bezirk einzugemeinden. Die Stadt Posen scheint erst unter ihrem jetzigen Oberhaupt zu dieser Einsicht gelangt zu sein und wird bald die Stunde der Entfestigung segnen, die ihr die jetzigen Selbstaufgaben aufbürdet. Werkwürdig ist es immerhin, wie schwer sich aus den Handwerkerseelen, die vielfach noch in den Magistraten und Stadtverordnetenversammlungen als Grundbesitzerpartei den Ausschlag geben, die Tradition herausstreifen läßt, die in den Anschauungen der Raubritterzeit wurzelt, daß nämlich eine Stadt durch Mauern oder Wälle zu umgrenzen sei und nur innerhalb dieser Schranke kommunale Einrichtungen eine Daseinsberechtigung haben. Der innere Grund für die Zähigkeit, mit der an dieser Meinung Väter und Söhne festhalten, ist sehr materieller Natur: sobald irgendwo die Stadt sich in einem ihren natürlichen Bedürfnissen entsprechenden Maße ausdehnen kann, sinken die Grundstückspreise innerhalb des alten Stadtgebietes und mit dem Monopol der wenigen Hauseigentümer, die sich als gefährliche und unentbehrliche Haustyrannen aufspielen durften und lust- und lichtlose Ghettos verschuldeten, ist es für immer vorbei. Freilich: weitsichtige Stadtväter wissen, daß gerade die Möglichkeit, moderne, freundliche Straßen und Häuser zu bauen, Verkehrsanstalten und hygienische Einrichtungen zu schaffen, die beste Vorbedingung für eine Erhöhung des Boden- und Miethpreises wie für die Vermehrung der Einwohnerzahl und dadurch auch die Stärkung der Steuerkraft gewährt. Welches Gefühl der Beklemmung aber auch den einsichtigsten Stadtväter gefangen hält, der das Wachstum und den Wohlstand seiner Stadt durch reiche Aufwendungen und Verbesserung der Anlagen zu fördern sucht, mag man aus

der Elegie erkennen, die ich neulich in einer deutschen Großstadt aus dem Munde des ehrwürdigen Mentors der Stadtverordnetenversammlung, die dem Magistrat eine größere Anleihe zu bewilligen sich anschickte, vernahm und die mir typisch für alle ähnlichen Fälle zu sein scheint: „Wir können uns freuen, daß das Darlehen sich auf mehrere Jahre vertheilt. Die erforderliche Summe würde aber noch höher berechnet sein, wenn es dem Magistrat möglich gewesen wäre, außer den fertigen noch andere Vorlagen auszuarbeiten, denn verschiedene große Bedürfnisse, deren Befriedigung unabweisbar ist, sind in der Anleihe noch nicht vorgesehen. Wenn wir über die Vorlage entscheiden wollen, dürfen wir uns von der Höhe der Forderung nicht schrecken lassen. Dieser Betrag wird uns deshalb nicht gar zu schwer belasten, weil die erforderliche Summe nicht mit einem Male, sondern in mehreren Posten erhoben werden soll. Aber so sehr wir die Nothwendigkeit der Anleihe anerkennen müssen, so wenig wir die einzelnen Ansätze, für die nach der gewöhnlichen Erfahrung wohl mehr wird verausgabt werden müssen, als der Voranschlag besagt, für unrichtig halten und an der unverletzten Kreditkraft unserer Stadt zweifeln können: wir setzen trotz Alledem der Zukunft mit einer gewissen Sorge entgegen. Endlich kommt doch der Tag, wo neue Anleihen aufgenommen werden müssen, die wieder zu verzinsen und zu amortisieren sind. Unser Etat, der schon so groß geworden ist, hat die Tendenz, weiter zu wachsen. Jedenfalls muß uns der steigende Geldbedarf die Mahnung einprägen, in allen Dingen Sparsamkeit zu üben, ohne uns in diesem Augenblick noch eine unfruchtbare Kritik darüber zu erlauben, ob Das bisher etwa nicht immer geschehen sei. Wir wollen das Nothwendige und Unentbehrliche bewilligen, müssen aber auf Gelbtausgaben für das Wünschenswerthe, jedoch Entbehrliche, das sich im Laufe der Jahre in kleinen Summen ins Ungemessene anhäuft, verzichten.“ Das in dieser väterlichen Sorge zum Ausdruck kommende Gefühl der Verantwortlichkeit verschärft sich, je üppiger sich ein Gemeinwesen entfaltet. Es ist deshalb nicht wohlgethan, wenn eine Stadt künstlich ihre Verpflichtungen noch dadurch steigert, daß sie in ihre Regie Verwaltungen nimmt, die eben so gut eine Privatgesellschaft leiten kann, namentlich Straßenbahnen und Elektrizitätswerke. Bisher hat man die Erfahrung gemacht, daß der Verdienst, den eine Stadt als Unternehmer dabei erzielt, nicht die unendlichen Mühseligkeiten und Mißthelligkeiten, mit denen die Verwaltung verknüpft ist, aufwiegen kann. Heute muß eine Straßenbahn, die von der Eigenthümerin der von ihr benutzten Straßen die nach dem Kleinbahngesetz zum Betrieb notwendige Genehmigung zu erlangen wünscht, sich so harten Bedingungen fügen, daß die Stadt dabei recht gut fährt, zumal ihr nach Ablauf der Konzession die ganze Bahnanlage anheimfällt. Selten ist nämlich eine Stadtverwaltung so nachsichtig wie die Berliner, die ein jählicheres Herz für die Straßenbahngesellschaft als für die ihr auf Gnade und Ungnade ausgelieferte Bürgerschaft zeigt. Richtig war, daß Berlin auf das Recht, die Bahn später in eigene Regie zu nehmen, verzichtete; die Stadt hätte sich sonst die Hände gebunden. Die Börse, die in den Berliner Straßenbahnaktien noch eins der besten Spekulationsobjekte hat, glaubt, mit diesem Besitz eine Wünscheltuthe gefunden zu haben, seit der Minister der öffentlichen Arbeiten die staatliche, neben der nur noch bis 1919 reichenden kommunalen einherlaufende Be-

triebskonzeffion der Gesellschaft bis in die Mitte des nächsten Jahrhunderts hinein verlängert hat. Es ist aber noch sehr fraglich, ob das Unternehmen überhaupt von diesem Recht Gebrauch machen wird und ob nicht nach neunzehn Jahren die Berliner Stadtherren so hart und gewinnlüchtig geworden sind, daß die Straßenbahn Anderen das Glück, sie bei ihren drakonischen Bedingungen zu befriedigen, überlassen wird. Auch die Konkurrenz der Hoch- und Untergrundbahnen wird um so furchtbarer werden, je größere Ausdehnung der Straßenverkehr annimmt und je dringender er dann die Säuberung der Straßen vom Wagenverkehr erheißcht. Das billigere Oberleitungssystem scheint keine Zukunft zu haben; ohne die theuren Akkumulatoren wird es in den Städten nicht abgehen. Die Dividenden der Großen Berliner Straßenbahn zeigen die Tendenz, bedenklich zu sinken. Die Stadt mag froh sein, daß sie nicht Eigenthum und Verwaltung der Straßenbahnanlage besitzt; ihr Kapitalbedarf würde zu schwindelnder Höhe emporschnellen.

Das Publikum für die Gewährung des Geldbedarfes der Städte zu finden, wird nachgerade ein Kunststück. Ein Glück, daß das Reich seine Anleihennoth noch ein Weilchen vertagen kann. Dafür, daß die Kapitalisten trotzdem die noch überschüssigen Summen nicht zu lange in der Tasche zu halten haben, wird die Rothschildgruppe sorgen, die dem ungarischen Staat eine Investitions-Anleihe von 120 Millionen Kronen gewährt. Der wiener Herr, der in Berlin das Terrain sondirte, wird gehört haben, daß ihm unsere Banken nicht gern diesen Freundschaftsdienst erweisen, sondern ihn lieber nach Oesterreich weisen; denn Ungarn selbst kann für die Ausnahme seiner Anleihe, seit die Rentensteuer eingeführt ist, überhaupt nicht mehr in Frage kommen. Auch hier ist der 4prozentige Typus gewählt worden, weil die Banken von der letzten, zu 3½ Prozent begebenen Investitionsrente noch erklodliche Posten in ihrem Portefeuille haben, ohne Käufer zu finden. Wie viele deutsche Städte könnten ihre Geldnoth mit dem für die ungarische Kulturaufbesserung gewünschten und deutschen Sparern abgendsichtigten Mitteln stillen, — gerade jetzt, wo ein kleiner Schrecken den Industriesezen in die Glieder gefahren ist und sie ihren Besitz an Montanwerthen abzustoßen suchen, um dafür lieber Rentenpapiere zu erwerben! Amerika schickt einstweilen Vorkäufer des „großen, gigantischen“ Krachs nach Europa und bietet hier sein Roh-eisen aus. Es wäre aber verfrüht, darob plötzlich den Kopf hängen zu lassen. So gewiß es ist, daß die Reaktion gegen die Ueberspekulation in den Vereinigten Staaten beginnen wird, weil da am Meisten gesündigt wurde, so gewiß ist es auch, daß die Verhältnisse des inländischen Eisen- und Kohlenmarktes die jetzt beliebten überstürzten Verkäufe von Eisen- und Kohlenaktien nicht rechtfertigen. Kaltes Blut, liebe Leute! Allmählich mögt Ihr Eure Engagements, zumal wenn sie Euer Baarvermögen zu übersteigen drohen, lösen; aber hübsch langsam und nicht in geschlossener Schlachtreihe. Wenn dann nach Jahresfrist die Waarenpreise sinken und der Bedarf nachläßt, werdet Ihr nicht erschüttet werden und es werden auch einige Bayern flüchtig sein, um den armen reichen Städten die Möglichkeit, ihre weitausschauenden Verschönerungspläne zu verwirklichen, zu gewähren. Es ist nicht so unklug, wenn einige Kommunen mit der Aufnahme von Anleihen noch ein paar Monate zögern. Vielleicht wird inzwischen die Gelegenheit günstiger, vielleicht kommt ein kleiner Krach und rettet die Rentenpapiere.

Justizchronik.

Wenn der Tageslärm über die Lex Heinze verhallt sein wird — hoffentlich, ohne daß aus dem Entwurf ein Gesetz geworden ist —, dann werden Mediziner, Juristen und Staatsmänner Zeit und Ruhe finden, sich mit den prinzipiellen Fragen der Prostitution zu beschäftigen, in Bezug auf die öffentliche Gesundheit, die Fürsorge für die unglücklichen Opfer, die staatliche Prohibition, Tolerierung, Reglementierung. Diesmal hatten die Regierungen sich absichtlich und sehr weise enthalten, diese prinzipiellen Fragen anzuschneiden. Im Reichstag wurde von mehreren Rednern darauf eingegangen, aber ohne genügende Vorbereitung, mit fragmentarischer Statistik; in der That ist das Gebiet noch nicht genügend geklärt; vermuthlich würde zunächst eine umfassende Enquete zu veranlassen sein. Die paar Tabellen und graphischen Darstellungen, die dem Bericht der ersten Reichstagskommission beigelegt sind, sehen zwar sehr gelehrt aus, haben aber nur geringen inneren Werth. Vorbedingung wird freilich der ernste Wille sein, die Wahrheit zu erkennen und zu sagen. Bei einer früheren Berathung des Gesetzesentwurfes erklärte das hamburgische Bundesrathsmitglied, es gebe in seiner Heimath keine Bordelle; darob allgemeines Schütteln des Kopfes bei den Reichsboten, die wohl auch schon mal bei Pfordte und Lüssmann gegessen und Hamburg bei Nacht gesehen hatten. Diesmal gab der selbe Senator die Variante: „es gebe dort keine Bordelle im polizeitechnischen Sinne;“ darob allgemeine Heiterkeit. Die hamburgischen öffentlichen Häuser sind bekanntlich in bestimmten Straßen konzentriert, sehr genau reglementirt, ihre Inhaber („Beherberger“) entsprechend besteuert; für ihre Rechtsgeschäfte, namentlich die Veräußerung des toten und lebenden Inventars, hatten sich althergebrachte Normen und Formen gebildet, die die hamburgischen Gerichte ganz treuherzig anerkannten, bis vor einigen Jahren einmal das Reichsgericht dazwischen fuhr mit Sähen wie: ein solcher Sklaven- und Fleischhandel verstoße ja im höchsten Maße gegen die guten Sitten, Rechtsgeschäfte zur Förderung eines derartigen Betriebes könnten den Schutz der Staatsgerichte gar nicht genießen, ständen außerhalb jeder Rechtsordnung. Wie die Herren Beherberger und ihre Wacker sich jetzt arrangiren, weiß ich nicht. Jedenfalls scheint die hamburgische Polizei, ganz im Einklang mit dem erwähnten Herrn Senator, Bordelle nicht mehr zu kennen; schon vor einigen Monaten behauptete eine Zeitung: wenn arglose Schutzleute berichten: „Beim Bordellwirth R. R. ist wieder Schlägerei gewesen“ oder „sind die Fenster Scheiben nicht genügend verhängt“, so erhalten sie ihre Anzeigen stets zurück mit der Anweisung, statt „Bordellwirth“ zu schreiben: „Zimmervermieter.“ Ist Das nun nicht Cant, offizieller Cant schlimmster Sorte?

Eine Frage von sozialpolitischem Interesse aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch: nach § 616 erhält der Arbeiter auch dann Lohn, wenn er „für eine verhältnißmäßig nicht erhebliche Zeit durch einen in seiner Person liegenden Grund ohne seine Verschulden verhindert“ war, zu arbeiten. Solche Neuerungen brauchen ja immer einige Zeit, um durchzusickern; in unserem Fall soll die Sache zuerst durch einige Berichtsklassen aufgerührt worden sein, die den Deuten Zeugengebühren mit der Motivierung verweigerten: Nach § 616 darf Euch ja für die im Termin

verkümmerte Zeit vom Lohn nichts abgezogen werden. Nun wurden auch die Arbeitgeber aufmerksam, für die ja bei großem Personal die neue Bestimmung, zum Beispiel im Fall von Landwehrrübungen, ganz wichtig werden kann. Sie versuchen, die Anwendung des § 616 durch einen ausdrücklichen Passus in den „Arbeitsordnungen“ auszuschließen. Das wollen aber wieder die staatlichen Gewerbeinspektoren verhindern; sie erklären, eine solche Frustration der gesetzlichen Fürsorge für die Arbeiter sei „wider die guten Sitten“. Interessant ist hierbei zunächst, daß die beteiligten Kreise bei den Beratungen und Vorstudien des Bürgerlichen Gesetzbuches jene Newerung (die übrigens schon aus dem ersten, in den achtziger Jahren veröffentlichten Entwürfe stammt) völlig übersehen zu haben scheinen, und zwar nicht nur die einzelnen Laien, sondern auch ihre Verbandssekretäre, Syndici, Journalisten. Daß solche Paragraphen jetzt wie Ueberraschungen wirken, wäre unmöglich, wenn das Studium der parlamentarischen Verhandlung nicht so überhastet worden wäre (wie die „Zukunft“, ziemlich allein stehend, damals wiederholt hervorhob). Gerade der Reichstag war der Ort, wo nach so vielen juristischen Fägern auch einmal die corpora villa des Laienwibes sich geltend machen mußten. Warum die Sache, nachdem sie Jahrzehnte erfordert hatte, im Reichstage binnen ein paar Wochen durchgequetscht werden mußte, habe ich nie begriffen, so großen Respekt ich in manchen Beziehungen vor dem 3^{en} Stande gefommenen Werk habe. Daß das neue Recht mit der sogenannten „Jahrhundertwende“ in Kraft treten sollte, ist doch wirklich ein Argument nur für illuminirende Hoflieferanten, nicht für ernste Männer.

Interessant ist auch die Frage, ob der § 616 durch Vertrag zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ausgeschlossen werden kann. Rein juristisch betrachtet, möchte ich die Frage bejahen, schon aus einem durch die drei folgenden Paragraphen gelieferten argumentum e contrario; da sind nämlich noch andere Schutzbestimmungen für die Arbeiter getroffen und von diesen (nicht aber vom § 616) heißt es ausdrücklich, sie dürften nicht durch Vertrag elidirt werden. Die Ansicht der Gewerbeinspektoren, es verstoße gegen die guten Sitten, zu verabreden: „§ 616 wird nicht angewendet“, geht vielleicht zu weit. Aber man kann auch sagen: so lange der einzelne Arbeitnehmer, trotz juristischer Freiheit, wirtschaftlich so unfrei wie jetzt dem Arbeitgeber entgegentritt, muß man von jedem derartigen Schutzparagraphen vermuthen, der Gesetzgeber habe ihn als zwingendes Recht gemeint, wie er Das ja bei zahlreichen Bestimmungen der Gewerbeordnung und anderer Gesetze ausdrücklich ausgesprochen hat. Welchen Werth hat der § 616 noch, wenn der Fabrikherr ihn mit Hilfe der „Arbeitsordnung“ hinauswerfen darf? Damit soll nicht entschieden werden, ob der Paragraph innerlich gerecht und stets angemessen ist. Das hätten die Herren eben rechtzeitig erörtern sollen.

Durch die Betonung der noch immer fortbauernenden Unfreiheit der meisten kontrahirenden Arbeitnehmer würden die Gerichte auch bei den deutschen Arbeitgebern der immer dringlicheren Erkenntniß die Pforte öffnen, daß sie selbst das Interesse haben, mit wirklich Freien zu kontrahiren. Und wirklich frei kann der Arbeiter nicht in der Vereinzelung sein, sondern nur in der Koalition, im Berufsverein. Gätten wir ein wahrhaftes Koalitionsrecht, staatlich anerkannte, voll entwickelte Berufsvereine, eine freie Gewerkschaftsbewegung, dann ließe sich über vertragsmäßige Aenderungen einzelner Schutzparagraphen ganz anders reden und

urtheilen. Statt Dessen haben wir nur verhältnißmäßig schwache Ansätze zur gewerkschaftlichen Bethätigung, gehemmt durch fast allseitige Verkennung und Ebcane, die Leiter und Organisatoren als berufsmäßige Hezer rubrizirt, statt daß man sie als Herolde der endlich einsetzenden heilsamen Differenzirung in der großen Arbeiterpartei begrüßen sollte. Vorzüglich geschildert ist diese Nachseite deutschen Gesellschaftslebens vom Professor Werner Sombart in seinen Vorträgen über die gewerkschaftliche Arbeiterbewegung, gehalten vor einem aus Kaufleuten, Akademikern, Handarbeitern u. s. w. gemischten Publikum und jetzt abgedruckt in der „Neuen Deutschen Rundschau“. Bedeutsam ist namentlich der Schlußartikel wegen der Entschiedenheit, mit der ein aktiver Ordinarius an einer deutschen Universität hier für sogenannte sozialistische Bestrebungen Partei ergreift, wegen der Freimüthigkeit seiner Kritik des behördlichen, auch justizbehördlichen, Verhaltens gegen die Klassenbewußten Arbeiter. Traurig genug, daß man solchen Ueberzeugungsmuth des nicht nur strafrechtlich, sondern auch disziplinarisch angreifbaren Mannes besonders feiern muß. Noch immer trifft zu, was ich vor einigen Jahren konstatarie: In keinem Kulturlande (in mancher Beziehung nicht einmal in Rußland) spricht und schreibt man so sehr in der Furcht des Staatsanwaltes wie bei uns. Da jammern die Dichter und Künstler, sie könnten nicht schaffen, wenn man ihnen beständig in Schreibstube, Bücher, Atelier nach Unsitlichkeiten schnüffle. Geht es denn auf religiösem, politischem, sozialem Gebiet den Rednern und Schriftstellern besser? Sehen sie nicht bei jedem Wort den Büttel sich über die Schulter blicken und aufhören, ob Etwas herauskommt, das man mit dem Faken eines Straf- oder Disziplinar-Paragrafen „fassen“ kann? Statt daß umgekehrt die Staatsorgane sich sagten: Wir haben mit einem ehrlichen, aus heilem Herzen schreibenden Mann zu thun, dem es mit seinem Werke gerade so bitter Ernst ist wie uns mit unserem staattretenden Beruf; was kommt darauf an, wenn er die Ausdrücke nicht immer kühl abwägt? Pectus facit disertum. Sogar innerhalb der Gerichtschränke wird gesündigt. Erst neulich nannte ein berliner Staatsanwalt, so meldete das Zeitungsreferat, den Angeklagten einen „gemeinen Schurken“ und der Vorsitzende eignete sich den Ausdruck bei der Urtheilsvorlesung an. Der junge Uebelthäter hatte ein anständiges Mädchen ver- und entführt, sie bestimmt, vom leiblichen Vater durch detaillirte Inzestbeschuldigungen Geld zu erpressen, das von der Mutter ihr übersandte unterschlagen und sie dann laufen lassen. Sicher passen darauf die Epitheta „gemein“ und „schurkisch“; sicher handelten Staatsanwalt und Richter in „Wahrnehmung berechtigter Interessen“ und gaben ein „dienstliches Urtheil“ ab. Eben so sicher aber wählten sie eine „Form der Aeußerung, aus welcher das Vorhandensein einer Beleidigung hervorgeht“. Es ist eben nicht immer gefeßlich gestattet, d'appeler un chat un chat. Auch den verworfensten Angeklagten darf man nicht „gemeiner Schurke“ oder „Cump“ nennen. Aber ich bin weit entfernt, die temperamentvolle Drahtik des Ausdrucks hier tragisch zu nehmen; ich bitte nur um die selbe Rücksicht, wenn einmal die Anklage wegen eines halb so schroffen Ausdrucks erhoben ist. Das freilich will ich nicht verschweigen: am Wenigsten sympathisch sind mir und vielen Anderen die heftigen Ausdrücke da, wo die ernste Majestät der Gerechtigkeit walten soll, wo in wehrlosem Zittern ein armer Sünder vor den Schranken sich windet, hinter denen die Beamten, ausgerüstet mit allen Nachtmitteln des Staates, thronen.